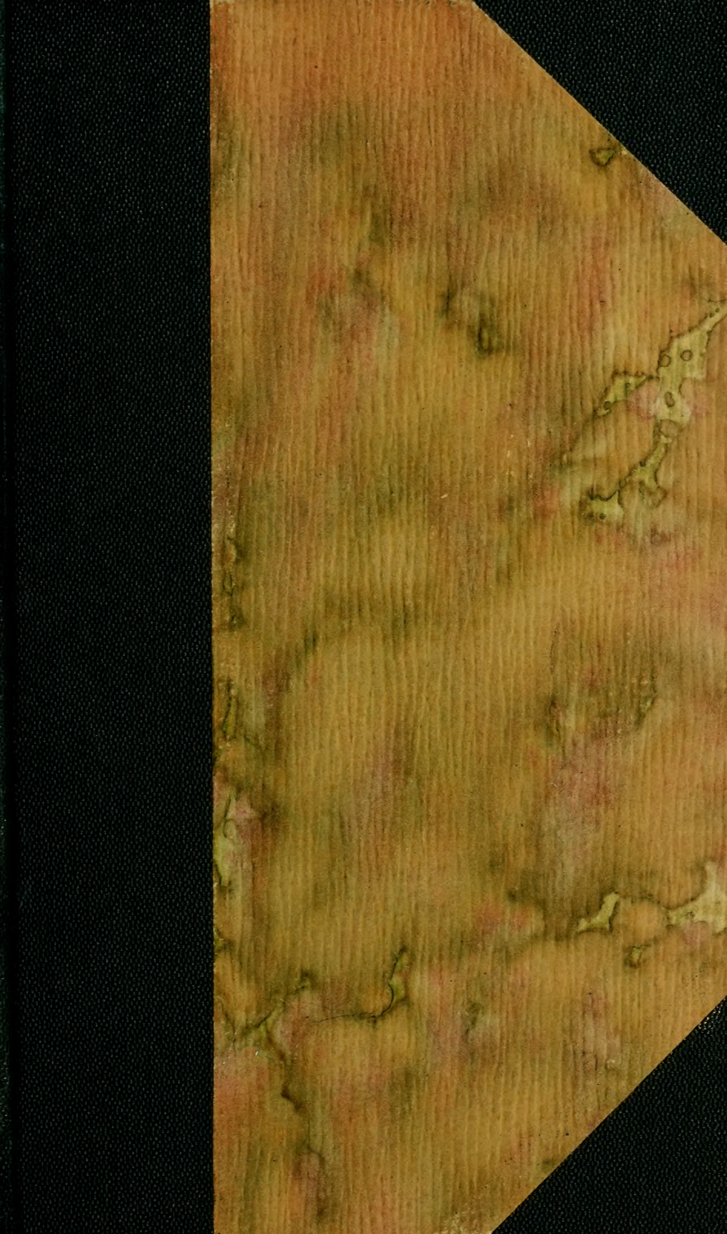


Jugend-Geschichte

des

Herrn de Morbière.

Ein Gemälde

aus den letzten Jahren der Regierung Ludwigs des Funfzehnten.

Herausgegeben

von

L. Kruse.

Erster Theil.

Leipzig,
bei Christian Ernst Kollmann.
1825.

Jugend-Geschichte

des

Herrn de Morbière.

Der Greis.

Vor noch nicht sehr langer Zeit lebte auf einem adeligen Schlosse in Süddeutschland, als ein verehrtes Erbtheil des vorigen Besitzers, ein alter französischer Emigrant, den ein glücklicher Wurf, des, seinen Gefährten weniger günstigen Schicksals, in die Arme eines alten deutschen Freundes geführt, dem er einmal in seiner Vaterstadt, Paris, Gelegenheit gehabt hatte, einen bedeutenden Dienst zu erzeigen. Dieser Freund war zwar längst todt, allein seine Kinder hatten seine Gesinnungen geerbt, und waren außerdem von Jugend an schon gewohnt, den Herrn de Morbière als einen halben Mentor anzusehen, über dessen

kleine Schwachheiten, und viele besonders im Alter hervortretende Sonderbarkeiten, sie wohl in der Stille lächelten, obgleich sie den zierlichen, galanten, immer heitern Greis aus ganzem Herzen liebten; besonders da die Geschwister alle, von dem sehr reichen geselligen Majorats-Herrn an, bis auf seine jüngste, noch von der Ausgelassenheit eines kindlichen Jugendmuths belebte Schwester, ihm nicht allein viele Gefälligkeiten zu verdanken, sondern auch oft bei Lebzeiten der Eltern, Rath, Trost und Vorbitte durch ihn gefunden hatten.

Bei allen den liebenswürdigen Eigenschaften, deren sich die meisten Greise seines Vaterlandes zu erfreuen haben, besaß Herr de Morbiére, trotz aller seiner Lebhaftigkeit, eine fast trockne Vorsicht in seinen Aeußerungen, oft selbst, wenn man ihm die unbedeutendsten Fragen vorlegte, sobald er nur bemerkte, daß die Antwort mit Ungeduld erwartet wurde. In dem Augenblicke ward er plötzlich ernst, wog genau jedes Wort ab, das seinem Munde, — man sah es ihm an — höchst ungern ent-

schlüpfte, als vermuthe er sogleich hinter der begierigen Frage eine Absicht, die entweder ihm oder jemand anderm gefährlich werden könne. Daher wurde er unter der Familie gern nur der „Papa discret“ genannt, ein nicht übel gemeinter Spottname, den er selber mit wohlgefälligem Lächeln anhörte, wohl so gut wie die Freunde überzeugt, daß eben diese Eigenschaft, worauf er sich nicht wenig zu Gute that, der Zauberstab gewesen, wodurch es ihm gelungen war, sehr schwierige Aufgaben in dem verschlungenen Familienleben seiner Gönner aufzulösen.

Das Schloß dieser Familie war in einer sehr besuchten Gegend gelegen, und wurde daher auch von vielen lärmenden Freunden und Fremden heimgesucht, welche oft ganze Wochen lang die Bewohner fast gar nicht zu sich selbst kommen ließen; diese ganze Zeit hindurch war der zierliche Alte, in seinem feinen, braunen Kleide, von dem er nur in sehr bedenklichen Augenblicken, und nur auf kurze Zeit sein Ludwigs-Creutz ablößte, — und mit seinen

weißen, sorgfältig frisirten Haaren, zwar wie immer zuvorkommend und galant, allein sehr einsylbig, und so wenig unterhaltend, daß Fremde, welche die Familie nicht genau kannten, nicht begreifen konnten, warum dieser ernste Greis eine so sichtbare Verehrung von jedem älteren Gliede der Familie genoß und einer so liebevollen Anhänglichkeit von den Kindern derselben sich erfreuete.

Allein wenn der Schwarm der Zugvögel sich mitunter plötzlich verlor, und nur alte, treubewährte Freunde des Hauses den kleinen, gebildeten Cirkel vermehrten, war es, als trete mit doppeltem Glanze seine ganze, früher wie zurückgescheuchte Liebenswürdigkeit hervor; seine heitere, eben so glänzende wie vernünftige Unterredungsgabe, verlieh dann seinem Wesen eine Anmuth, die ihn zur Seele der Gesellschaft machte; es war, als wenn jeder heitere Witzfunken, jede geistreiche Anmerkung nur Radien von seiner Sonne wären, von der alles ausging, was die sogenannten philosophischen pariser Cirkel vor der Revolution, so anziehend und

liebenswürdig machte. — Allein die innere Gewalt seiner Thätigkeit, obgleich nicht sichtbar, war doch noch größer: fast alle unsichtbaren Fäden der Herzen und der Wünsche der untergeordneten Mitglieder der Familie, so wie die der reiferen, Pläne und Absichten der Eltern, und deren Geschwister, hielt noch immer der Papa Discret in seiner verschlossenen Hand, und so gelang es ihm auch stets als das treue Depot aller Geheimnisse, als der schweigende Lenker der vielverschlungenen Absichten, nur solche zu begünstigen und ausführen zu helfen, von deren Rechtlichkeit, Nutzen oder Unschädlichkeit er in seinem Innern überzeugt war.

Er selbst stand da, trotz des allgemeinen Zutrauens, das er genoß, als ein geheimnißvolles Denkmal versunkener Zeit und versunkener Sitten, das seiner Bestimmung nach, jene fast über die Gebühr verherrlichte, indem es über sich selbst und sein Verhältniß zu jenen gänzlich schwieg.

„Er habe," sagte er oft, „mit seinem Eintritt in dies gastliche Haus, das sein zweites

Vaterland geworden, eine neue Zeitrechnung begonnen; sein früheres Leben wäre mit seinem ersten Vaterlande vergangen; denn Frankreich," behauptete er, „existire gar nicht mehr. Luft, Clima, Berge, Thäler und Flüsse, selbst die zweibeinigen Thiere, welche man Menschen nennt, und die überall zu finden sind, sprechen sie auch in, unsrem Ohre vertrauten und geliebten Klängen: machen nicht das Vaterland aus. Dies besteht aus angewohnten, heimischen Sitten, aus verschwisterten Gefühlen, aus gemeinsamer Verehrung alles dessen, was unsre Vorfahren, was wir selbst im Innern, was unsre Verwandten und Freunde für heilig und recht erkannt haben, und noch erkennen. — Ist nun dies alles untergegangen, so ist es das Vaterland auch; und die, welche mit unglaublichem Leichtsinne das Herkömmliche mit Füßen treten, sind die Mörder des Mutterlandes, haben sich dadurch von unsrem Herzen abgelös't, und gehen uns nichts mehr an."

Dieser strengen Worte ungeachtet, vibrirte doch jede Nerve seines Wesens, wenn kein

Ohr in der Sprache seiner Jugend die recht heimathlichen Töne erkannte, und mochte er sich auch nie mit den neueren Ansichten seiner Landsleute versöhnen, war es ihm, trotz seiner frostigen Züge, leicht anzusehen, daß er dem nicht gram seyn konnte, der in dem Lande geboren war, das er als versunken betrachtete.

Obgleich nun wirklich der Beobachter aus den Reden und Erzählungen dieses Mannes, wenn er in der ihm natürlichen, unbefangenen Gemüthsstimmung sich befand, höchst interessante Memoires seiner Zeit sammeln konnte, war es doch merkwürdig, daß er nie seine eignen Begebenheiten berührte, sondern mit einer Art Unmuth jede Frage, die seine frühern Verhältnisse betraf, zurückwieß, wiewohl er in sofern die Neugierde selbst erregt hatte, durch die mehrmals ausgesprochene Aeußerung, „daß er das schwer errungene Glück seiner Jugend eigentlich einem Geiste, oder wie er sich ausdrückte, einem revenant zu verdanken habe, und nächst dem,“ fügte er

mitunter schmunzelnd hinzu — „dem Geiste der Discretion.“

„Wer diese Eigenschaft nur recht zu würdigen wisse, müsse,“ behauptete er — „wenn er von dem Geiste der Intrigue zugleich beseelt sey, es dahin bringen können, Staaten zu regieren; zwar hätte es ihn lange und schwere Leiden gekostet, sich diese Gaben zu eigen zu machen, dagegen hätten sie auch in späteren Tagen seine Zufriedenheit und sein Glück gemacht, so wie sie unter andern Verhältnissen und bei einer weniger genügsamen Seele als die seine, ihn vielleicht zu den höchsten Ehrenstellen geführt haben würden.“

Aber durch welche Schule er diese Eigenschaft zu würdigen gelernt, verschwieg er, nur so viel ließ sich aus seinen Aeußerungen und der warmen, fast begeisterten Ehrerbietung, womit er den Herrn de Sartine nannte, schließen, daß er mit diesem, als Lieutenant de la Police so berühmt gewordenen Manne, in sehr naher Berührung gestanden haben mußte.

Diese geheimnißvolle Verschwiegenheit, die schwerlich etwas anderes als eine eingewurzelte Grille war, erregte besonders die Phantasie der jungen Leute im Schlosse, die alle ihre kleinen Künste in Bewegung setzten, um den Papa Discret über sich selbst gesprächig zu machen. Da kam endlich eine fremde, ganz unvorhergesehene Indiscretion auf eine sehr komische Weise der Neugierde zu Hülfe; eben als der Herausgeber dieser Blätter kurz vorher in dies Schloß eingeführt worden war.

Ich war in Frankreich, von dem ich zurückkehrte, mit einem jüngeren Bruder des Schloßherrn in eine wissenschaftliche, sehr enge und freundschaftliche Verbindung getreten; weitläuftigern Plänen zufolge, hatte ich ihn in sein Vaterhaus begleitet, wo ich, so wie alle, eine freundliche Aufnahme fand; und da ich bald in nähere Berührung mit der Familie kam, dauerte es nicht lange, daß auch ich als zu dem Hause gehörend betrachtet wurde; und war zugleich so glücklich, mehr durch günstige Zufälle als eignes Verdienst, die Zuneigung

des alten Franzosen in einem hohen Grade zu gewinnen.

Es war eben in einem der verhängniß-vollen Jahre des ersten Viertels unsers Jahr-hunderts, wo ein großer Theil des südlichen Deutschlands mehr oder weniger von der französischen Oberherrschaft abhängig war, und folglich Durchzüge, und häufige Einquartierun-gen an der Tagesordnung waren. Unter un-zähligen andern wurde auch ein französischer Oberst mit seinem Kammerdiener in dies Schloß einquartiert — ein Mann von feinen Sitten, der jedoch keine größere Aufmerksamkeit, als seine übrigen Gefährten, auf sich zog. Herr de Morbiére, der immer geheime, sehr dis-crete Untersuchungen anstellte, ehe er sich überreden konnte, in Gegenwart eines besu-chenden Landsmannes von der Armee zu er-scheinen, und immer nachher, während der Dauer seines Aufenthaltes, die ihm eigene trockne Kälte annahm, hatte in dem sehr all-gemeinen Namen des Obersten, und in seinem Wesen nichts Auffallendes gefunden; doch war

ihm der lustige, unterhaltende Mann gar nicht unangenehm, und er konnte sich nicht entschlagen, ihn mit Theilnahme anzuhören, ja sogar bei seinen Erzählungen und Bemerkungen zu lächeln; doch ehe Beide eigentlich recht mit einander bekannt wurden, mußte der Oberst weiter ziehen.

Zwei Tage vor der Abreise wurde der Kammerdiener des Obersten von einer heftigen Krankheit befallen, und der Arzt erklärte, daß eine weitere Reise in diesem Zustande ihm gewiß tödtlich seyn würde; er ward daher mit vieler Vorsicht in ein abgelegenes Wirthschaftsgebäude gebracht, um einer immer möglichen Ansteckung der noch nicht erkannten Krankheit vorzubeugen. Die besorgte Sorgfalt des Obersten und die Menschlichkeit des Gutbesitzers begegneten sich so freundlich, daß der Erste, nur seine Adresse nachlassend, völlig beruhigt abreiste, nachdem er versprochen, Nachricht von seiner künftigen Bestimmung und seinem fernern Aufenthalte zu geben. Einige seiner

Sachen blieben zurück, der künftigen Obhut des Kammerdieners anvertraut.

Unmittelbar nach der Abreise des Obersten, fiel ein sehr bedeutendes Kriegsereigniß vor, das die meisten Gemüther, ihren Gesinnungen nach, entweder mit Freude oder Erschrecken erfüllte. Neue Bewegungen, neue Durchzüge, verdoppelte Einquartierung, Unruhe und Verwirrung waren eine unausbleibliche, obgleich nur kurze Folge davon, wenigstens in dieser Gegend. Kaum aber war die gewöhnliche Ruhe wieder eingetreten, als der Kammerdiener starb. Es fand sich zugleich, daß die Adresse des Obersten verlegt oder verloren gegangen war; auch war bis jetzt noch keine Nachricht von dem wieder halb vergessenen Manne eingelaufen. — Kaum konnte man sich auf seinen Namen, unter so vielen durcheinander sich kreuzenden und fremden besinnen. Man ließ es auch gut seyn.

Doch in einer schlaflosen Nacht fielen die nachgelassenen Sachen dem Gutbesitzer ein. Es konnten ja Dinge von Werth darunter

seyn; es schien doch vonnöthen, daß ein Protocoll darüber aufgenommen wurde; wenigstens mußten die Sachen durchgesehen werden, um nachher bestimmen zu können, ob es auch der Mühe werth sey, deshalb umständliche Nachfrage nach dem Obersten zu thun. —

Er übertrug dies Geschäft dem Herrn de Morbiére, der so wie immer bereit war, jedem Vertrauen entgegen zu kommen. Die Sachen, die aus einem kleinen Koffer und einem Mantelsack bestanden, wurden dem Greise in die Bibliothek gebracht, wo er auch sogleich zur Untersuchung derselben schritt, ohne weiter auf mich zu achten, der ich, meiner Gewohnheit nach, des Morgens hier gern arbeitete, und unweit von ihm, in meinen Geschäften vertieft, anfangs nur an diese dachte. —

Herr de Morbiére fand wirklich auch nur Kleinigkeiten samt einigen Büchern.

So wie mehrere alte Leute, die in der Verehrung der in der Jugend als rechtgläubig anerkannten Begriffe ergraut sind, trug auch er eine entschiedene Verachtung gegen alle

neuern, besonders belletristischen Werke. — Und es war ihm beinahe ein Gräuel, als er mehrere solche in dem Mantelsacke vorfand. Indessen schien es ihm, seines lauten Murmelns zufolge, aufzufallen, daß er von einem solchen Werke vier bis fünf Exemplare in die Hände bekam, die alle ganz neu, noch nicht aufgeschnitten und recht zierlich broschirt waren. — Dieser Umstand gab ihm — wie er später gestand — Anlaß, das ziemlich Bändereiche Werk genauer zu betrachten, und so fiel ihm bei zufälligem Aufschlagen des Buchs der wohlbekannte und verehrte Name des Herrn de Sartine in die Augen. —

Dies war genug, um ihn zu locken, die aufgeschlagene Stelle zu lesen. Kaum aber hatte er eine halbe Seite durchflogen, als seine Aufmerksamkeit sich steigerte, sein Athemzug wurde gepreßt, die Adern schwollen, das Blut stieg ihm bald in die Wangen, bald verfärbte er sich wieder. Erstaunen, Entsetzen malte sich in seinen Zügen. — Aber er las immer fort, nicht ohne eine geheime Erbit=

terung, und mit solchem Eifer die Blätter aufzuschneiden, als wühle sein Messer in den Eingeweiden des Verfassers, den er, ohne ihn zu kennen, schon als seinen bittersten Feind erkannte.

Endlich trat ein Diener herein, der uns zur Mittagstafel rief. Herr de Morbiére sprang auf, legte das Buch weg, sah mich grimmig an; als ich ihm zu lange zögerte, hieß er mich vorausgehen, verschloß gegen Gewohnheit das Zimmer sorgfältig, und eilte mit erkünstelter Fassung in den Speisesaal, woselbst er glücklicherweise heute nur die Hausgenossen vorfand. — Allein sein glühendes Gesicht, die stieren, fast verwirrten Blicke, sein düstres Nachdenken, das er jedoch oft mit einem leisen: „c'est affreux! c'est abominable!“ unterbrach, verriethen seinen innern Zustand bald den verwunderten Freunden. —

„Was ist Ihnen? Papa!“ fragte endlich der Schloßherr, den die auffordernden Blicke seiner Kinder und Geschwister schon lange zu

dieser Frage angeregt hatten. „Was ist Ihnen begegnet?“

„Mir?“ erwiederte der Alte, plötzlich auffahrend; „nichts, daß ich wüßte.“ Er nahm mit zitternder Lippe, so gut es sich thun ließ, seine gewöhnliche freundliche Miene an.

„Nichts?“ wiederholte die Hausfrau. „So sehen Sie sich nur in dem Spiegel! Es betrübt mich, daß der, dessen zuverläßige Brust die Sorgen seiner Freunde so treu aufbewahrt, Bedenken trägt, ihnen das nämliche Vertrauen zu schenken.“

Der Greis war wirklich aufgestanden, und hatte in den Spiegel geblickt. Er stand einige Augenblicke bestürzt, dann biß er die Lippen zusammen, gab sich selbst einen Backenstreich, und wandte sich lebhaft zu den Tischgenossen: „Der Teufel,“ rief er fast lustig, „mag länger schweigen, wenn der innere Mensch sich selbst zum Verräther macht. Ja, meine Freunde! mir ist das Unerhörteste begegnet. Ich bin erschüttert, aufgebracht, außer mir, und dabei vernichtet; denn ich fühle mich auf eine uner-

hörte Weise compromittirt. Ich habe ein Fratzenbild von mir selbst gesehen, einen Einfaltspinsel, einen Fangball liederlicher Weiber, einen süßlichen, verliebten Jungen, der Art ich nie gewesen bin! Ich könnte den Verräther todtschlagen, der die, wie ich meinte, unbekannten Begebenheiten meiner Jugend gestohlen, um dadurch einem Romanhelden das Leben zu verleihen, der blind zwischen Sentimentalität und Frivolität einhertappt. Mag es auch zehnmal das Eigenthum eines Andern seyn, ich will das vierdoppelt vermaledeiete Buch verbrennen! Ich will —"

Der Hausherr unterbrach den Strom seiner unaufhaltsamen Rede mit der Bitte, sich deutlicher auszudrücken.

„Deutlich?" versetzte der Alte — „ist denn meine Rede nicht deutlich genug? habe ich nicht dort unter den Sachen dieses — plebejischen Obersten, den Gott verdamme, würde ich hinzufügen, wenn ich ein Engländer wäre, was ich — Gott sey gelobt — nicht bin! — habe ich nicht, mir zum Trotze, vier Exemplare

eines Buches gefunden; vier! — als wäre ein jedes bestimmt, mich in den vier Jahreszeiten zu ärgern — eines Buches, sage ich, worin ein großer Theil von der Vergangenheit meines Lebens zur öffentlichen Schau aufgestellt ist, von der Vergangenheit, von der ich einst das discrete Gelübde gethan, weder in der Gegenwart, noch in der Zukunft zu reden — aufgestellt, sage ich, aber wie? — entstellt, voller Lügen, falscher Empfindungen, verdrehter Thatsachen — und warum muß ich das hier finden? und vollends vier Exemplare? — Ja! ja! ich habe es mir selbst nicht verläugnen können, ich fühlte einen geheimen Zug in meinem Busen zu diesem Manne; jetzt ist's mir klar, es war ein Zug nach seinem Blicke — denn er ist wohl gar der Verfasser selbst. — In jenem Lande der bösen Beispiele werden nun Federhelden mit Degen geschmückt, und die ehrwürdigen Mitglieder des Militair-Standes, alle von edler Geburt, die in der alten guten Zeit sich beinahe schämten, wenn sie mehr als ihren Namen deutlich schreiben konnten, entblöden

sich jezt nicht, in ihrem bürgerlichen Dünkel Druckpressen schwitzen zu lassen. — Vier ganze Exemplare, auf holländischem Velin," schloß er mit einem schweren Seufzer und gefaltenen Händen — „aber wären sie auch auf Pergament gedruckt, sie sollen, troz den Wassertheilen, die sie enthalten, in Flammen auflodern."

„Beruhigen Sie sich, Papa!" nahm der Hausvater lächelnd das Wort, „und rufen Sie in Ihre Erinnerung zurück, was la Bruyere sagt — hm! die Worte wollen mir nicht einfallen — aber Sie sollen sie hören, ich will das Büchlein selbst holen." —

„Dieu vous bannisse sammt Ihrer Klugheit, Excellence," versezte Herr de Morbiére mit einer tiefen Verbeugung, indem er den Schlüssel zur Thüre emporhielt, und wieder zu sich steckte, „ich verstehe Sie recht gut — Sie wollen sich nur eines der diables à quatre bemächtigen, und daraus wird nichts. Sie sind schon dem Feuer geweihet! — Guter Gott! mein exemplarisches Jugendleben sollte

noch dazu dienen, durch frivole Lügen meinen Freunden Anstoß zu geben."

„Und was nutzt es Ihnen, Freund! vier unschuldigen Ausreißern das bischen Leben zu nehmen, wenn die Hauptarmee vielleicht von viertausend in Ihrem Vaterlande in Reih' und Glied aufmarschirt" — entgegnete der Hausherr.

„Sie machen den Wunsch des Nero, daß alle Römer nur einen Kopf hätten, lebendig in mir," sagte der Alte mit Ingrimm, „allein," fügte er fast mit Thränen hinzu, „es ist doch immer ein Trost, daß mein Name in diesem execrablen Buche auch verfälscht ist, und daß m e i n e zum Theil ungewöhnlichen Begebenheiten, deren Schlüssel jedoch immer in meiner Brust verborgen blieb, in dem Strome so vieler außerordentlichen Ereignisse längst untergegangen sind — es war mir nur vorbehalten, mich selbst in dem Afterbilde zu erkennen. — Unglücklicherweise hat nun der Unmuth meines Innern mich Euch verrathen, darum bin ich auch gezwungen, Euch das Zerrbild von dessen

Jugend, den Ihr in seinem Alter mit Eurer Freundschaft beehrt, zu entziehen, damit sein Bild einst unentstellt in Euren Herzen fortleben kann — und so bleibt mein Geheimniß dennoch mein, und das Gelübde meiner Discretion aufrecht gehalten.“ — Er hatte mit diesen Worten sich selbst Beruhigung zugesprochen, und die gewöhnliche Gelassenheit seiner Züge war unter dieser Rede völlig zurückgekehrt.

„Nicht so ganz, wie Sie glauben mögen“ — fuhr die Excellenz neckend fort, — „denn früh oder spät werden wir doch von dem Oberst hören, oder ihn sogar bei uns sehen, und dann wird es auch eben durch den Verlust des Buches sehr natürlich, daß ich dessen Titel erfahre, und dann leicht es selbst in die Hände bekomme. Sie haben nun einmal unsre Neugierde erregt, und es giebt einige unter uns, die sie gewiß nicht unbefriedigt lassen wollen; — weit schlimmer dann, wenn sie, von Ihnen, lieber Freund! abgeschreckt, ihre Neugierde in's geheim befriedigen, ohne Ihnen Anlaß zu geben, ihr Urtheil zu leiten, und das

Wahre von dem Falschen zu unterscheiden. — Wissen Sie was, lieber Papa Discret!" fuhr er fort, als er die ängstlichen Blicke des Greises, und die Schweißtropfen, die ihm aus der Stirne drangen, bemerkte; „damit Ihnen diesmal Ihre Discretion keinen Streich spiele, so stellen Sie dieser vor, daß sie nicht discreter handeln könne, als Ihnen zu gestatten, uns Ihre Jugendgeschichte wahrhaft und ohne Vorbehalt mitzutheilen. — Wir, die wir Sie kennen und verstehen, sind dann mit unsern Kindern, deren Lebenszeit vielleicht die jenes Buches überdauert, fortlebende aber verschwiegene Zeugen der Unbill, die Ihnen dadurch widerfahren. — Wenn Sie uns nun diesen lange ersehnten Gefallen erzeigen, versprechen auch wir, Sie niemals nach jenem französischen Werke weiter zu fragen, das Ihnen das Herz ja fast abdrückt." —

„Au nom de dieu, Ihr habt Recht!" rief der Alte lebhaft; „und so muß ich noch Eurer Freundschaft es verdanken, daß ich wenigstens theilweise die unverzeihliche Indiscre-

tion gutmachen kann, Papiere einst zurückgelassen zu haben, die ein Fanfaron, in dessen Adern kein edles Blut rinnen kann, gefunden und auf eine so unedle Art benutzt haben muß, um seinen frivolen Schilderungen ein höheres Interesse zu verleihen. — Allein Kinder! gebt mir Zeit, mich zu sammeln; ich habe mich mit der Gegenwart und der Zukunft so sehr beschäftiget, daß mir die Vergangenheit, mehr als billig, fremd geworden ist. Mit den lieben, wieder erneuerten Erinnerungen brechen auch alte Wunden auf. — Ich habe mich immer davor gescheut, und hinter meinem Gelübde verkrochen. — Allein jenes Buch, nicht ich, hat die Geister der Vergangenheit in meiner Brust geweckt — ich muß sie erst wieder bändigen, ehe sie mir Ruhe zu meiner Erzählung gönnen.“ —

Ein ernster Anflug von leisen Schmerzen, der sich über seine lebhaften Züge ergoß, vertrieb plötzlich alle Neckerei der Freunde, und das sichtbare Wohlwollen des ältern, so wie die kindlichen Liebkosungen des jüngeren Theils

derselben, versetzten den gerührten Greis in eine so behagliche Stimmung, daß er schon an einem der nächsten Abende, als die Familie sich, außer mir, allein befand, nach mehreren kurzen Ermahnungen, recht still zu schweigen, und nicht durch Unterbrechung ihn zu stören, nachdem Alle um den freundlichen, runden Tisch sich versammelt, und er mehrere kleine Hefte zu seiner Hülfe neben sich gelegt hatte, also begann:

Meine Jugend.

Ich stamme aus einer alten Familie, deren einst berühmter, glanzvoller, jezt tief schlummernder Name, nicht durch mein glanzloses Daseyn wieder erweckt werden darf; und bin im Anfange der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Paris geboren. — Der jüngere von mehreren Geschwistern, wurde ich noch als Kind für den geistlichen Stand bestimmt, und bis zu meinem sechszehnten Jahre in einem Jesuiter-Seminarium erzogen. — Indeß waren mehrere bedeutende Veränderungen in dem väterlichen Hause vorgefallen. — Mein Vater, dessen financielle Lage sich lange in ziemlicher Unordnung befun-

den, hatte sich durch eine sehr gewagte Theilnahme an Speculationen vollends ruinirt. Der Tod meiner Mutter und Geschwister hatte ihm zwar Gelegenheit gegeben, sich beträchtlich einzuschränken, aber ohne sonderlichen Erfolg, da seine Fonds auch schon abgestorben waren. — Er machte kein Haus mehr, sondern führte ein beinahe kleinbürgerliches Leben in dem Hotel eines reichen Freundes, wo er, eine unverheirathete, vierzigjährige Schwester von ihm, und ich — von einem alten Diener gemeinsam bedient, ein eben nicht sehr harmonisches Trio ausmachten. — Die Umstände hatten ihn genöthigt, ein recht ehrenvolles Amt, das nicht eigentlich unter seinem Stande, wohl aber unter seinen Ansprüchen war, anzunehmen. Er arbeitete gemeinsam in einem Büreau mit dem Präsidenten de Moinville, in dessen Hause er beinahe mehr lebte, als in dem eignen.

Geschäftige Zungen wollten damals behaupten, daß er in einem sehr genauen Verhältniß mit der Präsidentin stünde oder gestanden hätte;

wenigstens schien es, daß Beide, die schon lange über die leidenschaftlichen Jahre hinaus waren, noch eine gegenseitige Herrschaft über einander ausübten. — Ich bekümmerte mich nicht viel darum, weil es mir schon damals klar schien, daß ein guter Sohn die Wege des Vaters gar nicht mit dem Blicke verfolgen dürfe, wenn er sie eben nicht billigen und noch weniger ihnen eine andere Richtung geben könne; und ich würde aus kindlicher Achtung dieses Umstandes nicht einmal erwähnt haben, wenn er nicht in der Folge in das Rad meines Schicksals nur zu sehr eingegriffen hätte.

Der kleine Antheil seiner nicht großen Besoldung, welchen er seiner Schwester, um sein Hauswesen zu besorgen, übergab, war kaum im Stande, die Bedürfnisse eines Mannes zu befriedigen, der mich erst lehren sollte, sich welche zu versagen. — Wir aßen gern allein, die Tante und ich; und da der Vater ziemlich spät des Morgens aufstand, sich selbst das Frühstück bereitete, und des Abends spät zu Hause kam, sah ich ihn fast nie, wenn nicht

ein Geschäft oder ein Bedürfniß mich dazu zwang, ihn in dem Büreau aufzusuchen.

Ich war als ein sechzehn=siebzehnjähriger Bursche folglich schon so gut wie mein eigner Herr, denn das weibliche Regiment der Tante, deren Sorgfalt ich ganz übergeben war, bewährte sich so gelinde, daß es mir selbst öfter vorkam, als wäre ich es, der das Scepter führte. Glücklicherweise misbrauchte ich meine Freiheit nicht; ich wurde, als ich das Seminarium verließ, meinen Jugendfreunden entrissen und hatte nicht viele Bekannte; — eine frühe Liebhaberei, die ich dem Klosterleben zu verdanken hatte, Blumen zu ziehen, gaben mir, außer der Fortsetzung meiner Studien, Beschäftigung genug; obgleich mein Garten nur in einer zierlichen Reihe kleiner Töpfe bestand; — ja! ich sollte beinahe meinen, daß dies frühe Belauschen der verschiedenen Natur der Blumen und ihrer Bedürfnisse mir noch in den Jahren der fröhlichsten Ausgelassenheit die stille Besonnenheit gegeben, die mir jedesmal, wenn ich mich ihr überließ, welches

mein heißes Blut freilich nicht immer gestattete, Vortheil oder Freunde erwarb.

An die Zukunft und meine Bestimmung dachte ich nicht. — Es war die Sache meines Vaters, meinte ich; damals war jede angegebene mir fast gleich willkommen. — Mein Vater dachte nicht also; er mochte nicht gern den einzigen zurückgebliebenen Sohn, wenn er ihn auch scheinbar vernachläßigte, dem geistlichen Stande widmen, und besaß nicht Vermögen genug, mir eine Officierstelle zu kaufen — so ließ er in seiner Unentschlossenheit die Zeit und das Schicksal walten. Dessen ungeachtet glaube ich, daß er mich recht lieb hatte; allein, damit diese Liebe in's Leben treten konnte, wäre es nothwendig gewesen, daß seine Gedanken sich auch mit mir beschäftigten; aber tausend Geschäfte und noch mehrere Zerstreuungen zogen jene immer von mir ab. —

Ich mochte wohl schon mein achtzehntes Jahr vollendet haben, als eines Tages der Besuch eines so eben in der Stadt angekom-

menen Verwandten, den mein Vater zu beerben hoffte, mich, auf den Wink der Tante, antrieb, diesen eiligst von dem Büreau abzurufen. — Er war so eben im Begriff, eine Rolle Gold recht zierlich einzuwickeln. —

Seine erste Bewegung war, die Rolle einschließen zu wollen, doch besann er sich plötzlich, indem er, seiner Gewohnheit nach, leise für sich hinmurmelte: „Nein! der Tag darf nicht übergangen werden!“ — siegelte dann die Rolle an beiden Enden zu; nahm eine silberne Schaumünze, die in einem Futteral an seiner Seite stand, und mich beim ersten Anblick eine solche erkennen ließ, womit man damals gern Kinder oder noch nicht erwachsene Personen an ihren Namenstagen beschenkte, siegelte sie auch zu und übergab mir beides, samt einer Adresse, mit den leisen Worten: „Geh hin, wohin die Karte angiebt — zweites Stock, rechter Hand; Du kannst nicht fehlen — an Madame Bassy, erste Kammerfrau bei Ihrer Durchlaucht, der Herzogin von Orleans. — Sie wohnt nicht im Hotel. — Meine Empfehlung! ein unvermu-

thetes Geschäft beraube mir das Glück, den Damen persönlich aufzuwarten, — ich schickte daher meinen Sohn. — Es wäre das vierteljährliche Kostgeld — ich mache der Kleinen meinen Glückwunsch. Beifolgendes ist für sie." —

Ich sah meinen Vater vielleicht ein wenig betroffen an. —

Er lächelte höchst unbefangen; „discret und verschwiegen!" fuhr er, einen schnellen Blick auf die übrigen Mitarbeiter in dem großen Salon werfend, noch leiser fort: „es ist im Auftrag eines vertrauten Freundes, dessen Gunst ich Dir in der Folge zuwenden möchte. Gehe sogleich." — Ich eilte aus dem Saale, während mein Vater Hut und Stock ergriff, um den ersehnten Verwandten nicht warten zu lassen.

„Madame Bassy, erste Kammerfrau Ihrer Durchlaucht u. s. w.?" fragte ich unten in dem bezeichneten, ziemlich großen bürgerlichen Hause, das ich bald gefunden hatte. — „Ganz recht!" man wieß mich hinauf.

Die Thüre öffnete sich dem Anklopfenden — allein durfte ich auch meinen Blicken trauen? — Madame Bassy konnte es nicht seyn, die vor mir stand, und von der Kleinen — das sagte mir der erste Anblick — hatte ich mir eine nur zu kleine Vorstellung gemacht. — Es war ein niedliches, hochaufgeschossenes Mädchen, kaum einen halben Kopf kleiner als ich selbst, freilich noch so ziemlich à l'enfant gekleidet, aber ein Feuer strömte mir aus ihren Augen entgegen, das gewiß eine funfzehnjährige Dauer gebraucht, um eine so durchdringende Stärke zu gewinnen, die meine achtzehnjährigen, sonst furchtlosen Blicke, mit unwiderstehlicher Gewalt zu Boden schlug. —

Ich, der sonst nicht gewußt, was es sey, blöde zu seyn, konnte kaum Worte finden, um mich meines Auftrages zu entledigen. Sie war indessen ganz Auge, ganz Ohr; und ich konnte lange nachher nicht begreifen, wie man ein Wesen als Kind ansehen könne, das nicht einmal mit kindischer Neugierde sich sogleich mit dem Geschenke beschäftigte, sondern mit stei-

gender Aufmerksamkeit mich immer freundlicher anhörte — doch schien es, als machte meine täppische Verlegenheit sie allmählig auch beklommen; wir wechselten nur wenige Worte; endlich hörte ich sie sagen: „Sie sind also der Sohn des guten Herrn de Morbiére.“ — Ich will den Namen, den ich jetzt führe, auch auf meinen Vater übertragen.

„Ja! Mademoiselle!“

„Es freut mich — in der That!“ fuhr sie stockend fort; „es thut mir leid, daß wir den guten Herrn de Morbiére so selten bei uns sehen.“ —

In diesem Augenblicke hörten wir ein lautes Gelächter hinter uns; wir wandten uns erschrocken um; es war Madame Vassy, eine kleine, hochgeputzte, lebendige Frau, gewiß vier Zoll kleiner als die Kleine; gewohnt bei dem Hofe, von dem sie so eben zurückkam, leise aufzutreten, stand sie auf einmal, noch ehe wir sie bemerkt hatten, dicht hinter uns. —

„Es ist das erstemal,“ rief sie heiter, „daß ich Dich höre den Herrn de Morbiére den

guten nennen, und Dich nach ihm zu seh- nen; er hat Dir gewiß heute ein schönes Ge- schenkchen geschickt." —

„Ich habe es noch nicht angesehen," er- wiederte das Mädchen ein wenig spröde, was ich ihr wieder recht hoch anrechnete. — „Eine Schaumünze, wie ich glaube — da sehen Sie selbst Madame." — Sie reichte ihr beide Pa- quetchen recht gleichgültig hin. —

Mein Auftrag war beendigt, und ich be- fand mich, ehe ich recht wußte wie, wieder auf der Straße. Ich war wie umgewandelt; ich hatte nur einen Gedanken, einen Sinn! Die Kleine, die mir doch recht groß vorgekommen, wollte mir gar nicht mehr aus dem Kopfe — und ach! ich wußte nicht einmal ihren Na- men. — „Madame" hatte sie die Kammer- frau genannt; darum hätte diese freilich wohl ihre Mutter seyn können; aber diese Benen- nung war ihr gar nicht entschlüpft; auch das Kostgeld fiel mir wieder ein, das schien auf die Kleine Bezug zu haben — Gott! — wenn sie meine Schwester wäre. — Nein! nein! un-

möglich! mein Herz lehnte sich mit aller Gewalt gegen diesen Gedanken auf; ach! sollte ich ihr denn gar keinen Namen geben können? — Ich wußte mir zu helfen; der Ausdruck meines Vaters: diesen Tag nicht vorbeigehen zu lassen, gab mir Licht — ich zweifelte nicht, daß es ihr Namenstag sey — war ich auch früher langsam fortgeschlichen, flog ich nun nach Hause. — Ich ergriff meinen Kalender, schlug ihn auf! da stand es: Felicitas! — Felicie! — wo hatte ich meine Ohren gehabt, daß der Wohllaut dieses Namens nicht früher in ihnen geklungen; nie, nie hatte ich einen schöneren gehört. —

Mein Vater trat herein. „Hast Du meinen Auftrag besorgt?“ fragte er.

„Ganz genau! Mamsell Felicie läßt sich schönstens bedanken!“ fügte ich dreist hinzu. —

„Sehr vertraut!“ versetzte er ernst mit vielem Gewicht, indem er mich mit großen Augen ansah, und kehrte mir den Rücken zu. — Er sprach seitdem nicht mehr von ihr, und ich war zu discret, davon anzufangen; aber

für den Augenblick hatte ich erreicht, was ich wollte; ich hatte nicht geirrt! wie frohlockte ich!

Ich war achtzehn Jahre und wie Ihr wohl schon merket, meine Freunde, zum erstenmal recht im Ernst verliebt. — Eh bien! ils sont passé ces jours de fête! Laßt mich kurz seyn. — Meine Geschichte, das ganze folgende Jahr hindurch, war nur die ganz einfache zweier unverdorbenen Herzen. — Begebenheiten fallen gar nicht darin vor — und wie lebhaft, wie dreist selbst unsre Gespräche auch allmählig wurden, das feinste Ohr würde ihnen vergebens gelauscht haben, denn sie wurden nur mit den Augen geführt; allein diese müssen sich doch immer verstanden haben, denn ich verfehlte nicht, Felicien fast täglich, bald auf Promenaden, dann in der Messe zu begegnen und sonderbar genug, immer zu solchen Zeiten, wenn die Madame Vassy Dienstgeschäfte hatte; der alten Margot, die immer Felicien in der Abwesenheit jener begleitete, fehlte eben der einzige Sinn, der uns hätte verrathen können, denn sie war fast halb blind;

aber um so schärfer war ihr Ohr; demnach war es mir nur vergönnt, mitunter in der Messe, wenn die Orgel mit rauschenden Fugen einfiel, der Geliebten einzelne Worte zuzuflüstern; ein Umstand, der mir zwar nicht lieb war, aber doch auch sein Gutes hatte, denn wie voll auch das Herz seyn mochte, hatte es doch noch nicht gelernt, sich in vielen Worten auszugießen.

So war ein Jahr beinahe vergangen; der Namenstag Feliciens nahete auf's neue; er war nicht im Kalender unterstrichen, aber mit warmen Zügen in mein Herz geschrieben. — Damals war die schöne Blume, Heliotrope, in Frankreich noch ganz neu; ich hatte eine sehr schöne gezogen, und mir war es, als ob nichts besseres, als der feine Vanilleduft, der heiß und trocken, wie jeder verhaltene Seufzer meines Herzens, den kleinen Kelchen entströmte, ihr von meiner brennenden Sehnsucht erzählen könne. Mir fehlte nur noch ein der zarten Gabe würdiger Topf; aber auch der war bald gefunden; meine kleinen Ersparnisse reichten hin.

Der Tag brach an; da stellte sich auf einmal meiner Freude ein Hinderniß in den Weg, das ich vorher in meiner geschäftigen Ungeduld ganz übersehen hatte. — Wie sollte ich die Blume in ihre Hände bringen, ohne unberufen in dem Hause zu erscheinen, ohne Verdacht zu erregen? mein Vater würde mich schwerlich heute hinschicken. Es wollte mir gar keine List einfallen; in trübe Schwermuth versunken, betrachtete ich die zierliche Blume, die in der einfachen porcelainen Vase sich recht stattlich ausnahm, und mir ein wahres Mitleid mit mir selbst einflößte. — Ich hatte sie schon von meinen übrigen Blumentöpfen getrennt, die, troß ihrer heitern prangenden Farben, mir nicht mehr würdig schienen, in ihrer Nähe zu blühen. —

In diesem Augenblicke trat mein Vater, der fast nie mein bescheidenes Zimmer mit seiner Gegenwart beehrt hatte, zu mir herein. — Ich hatte kaum Zeit, mich zwischen ihn und die Blume zu stellen; — aber das Wort blieb mir im Munde stecken; nur mit genauer

Noth konnte ich ein lautes Geschrei zurück-halten. —

„Ich wollte doch einmal Deinen Blumenflor besehen," sagte er lächelnd, „meine Schwester hört nicht auf, mir sie zu rühmen."

Ich trat mit ihm vor die Blumen hin; er schien sie mit einem prüfenden Blick zu mustern. — „Wenn Du etwas recht Schönes hättest," versetzte er ein wenig gedehnt, — „möchte ich Dich wohl um einen Gefallen ersuchen — ich kann heute eben nicht Geld entbehren, ich habe gestern Abend bei der Präsidentin verloren — das Haus kostet mich viel, und nun obendrein Geschenke. — Schade! daß diese Hyacinthen noch nicht ganz geöffnet sind." —

„Um so schöner werden sie in ein Paar Tagen blühen!" rief ich und hob den Topf in die Höhe. — Indessen hatte mein Vater sich halb umgedreht, sein Auge begegnete dem Heliotrop; mit einem fröhlichen „Ah!" nahete er, rasch hinschreitend, dem Tische. Ein jäher Schrecken durchzuckte mir alle Glieder! der Topf, samt der Hyacinthe, lag zerschmettert

zu meinen Füßen — ich sah mich schon meines liebsten Eigenthumes beraubt; die treu gepflegte Pflanze meines Herzens konnte ich sagen, in — wie ich wähnte — in den Händen der Präsidentin.

„Die möchte ich wohl haben,“ hatte er kaum ausgerufen, als er, durch den Fall des Blumentopfes überrascht, sich schnell zu mir umwandte, und mich, dessen Blick wie unwillkührlich an dem Heliotrop wurzelte, betroffen anstarrte.

„Du bist verfärbt,“ sagte er langsam — „und was hast Du da angerichtet?“ — Sein kluges Auge ruhete bald forschend auf mir, bald folgte es der Richtung meines Blickes und haftete auf der vor ihm stehenden Blume. — „Es scheint,“ versetzte er endlich mistrauisch - „daß ich hier sehr unwillkommen in ein Geheimniß hineingerathen bin, dem ich, ohne daran zu denken, in die Quere gekommen.“

„Allerdings,“ entgegnete ich, fast ohne zu wissen, was ich sagte. —

„Der junge Herr hat wohl schon ein Liebesverständniß! — der zierliche Topf deutet auf so was! allerliebst!“ —

Die Angst, zu einen gewissen Grad gesteigert, flößt Trotz und Muth der Verzweiflung ein. So ging es mir. Die Thränen traten mir in's Auge.

„Ach Gott!“ rief ich, nach Fassung ringend, — „ist denn nicht in vier Tagen Ihr Namenstag, mein Vater! — Sie haben mir die Freude, Sie zu überraschen, zu Wasser gemacht!“

„So! mir war sie bestimmt,“ sagte er, plötzlich besänftigt; — „ich danke Dir, lieber Sohn; — allein,“ fügte er nach seiner Art sarkastisch, doch dabei gutmüthig, hinzu, „Blumen passen für Frauen, nicht für den Mann; indessen, da Du mir diese Pflanze einmal bestimmt hast, so gestatte mir lieber einen Gebrauch davon zu machen, wodurch sie zu Ehren kommt, und mir verdienstlich wird.“

Ich verbeugte mich stumm, leise mit den Zähnen knirschend. Ohne mich weiter anzu-

sehen, machte er die Thüre auf, rief unsern alten Bedienten, und als dieser sogleich erschien, zog er eine Karte aus der Tasche, gab sie ihm, und sagte trocken: „François, dort hin: an Madame Bassy, erste Kammerfrau bei ihrer Durchlaucht, der Herzogin von Orleans. — Meinen Glückwunsch zu dem Namenstag der Demoiselle Felicie; — ich werde die Ehre haben, diesen Abend aufzuwarten.“ —

Alles Blut schoß mir ins Gesicht! der tödtliche Schrecken machte der heftigsten Freude Raum; so ganz von selbst war mein sehnlichster Wunsch erfüllt! Glückliche Vorbedeutung! daß der ahnungslose Vater selbst dem Schicksal als Mittel dienen müße; aber — in seinem Namen! das konnte ich unmöglich gestatten. — Da fiel mein Blick unwillkührlich auf einen spitzigen Nagel, der auf dem Blumenbrete lag; — ich ergriff ihn schnell, verbarg ihn geschickt in der Hand, und indem ich geschäftig François den verhängnißvollen Topf überreichte — ritsch — ward ein beträchtlicher Riß in dem Aermel seiner ziemlich

neuen Livree. Er merkte nichts; aber indem er sich umdrehte, rief ich ein rasches „Halt! — François! so kannst Du nicht hingehen. — Da hat er sich den Rock," — wandte ich mich besänftigend an den Vater — „so wie ich oft gethan, an dem verwahrloseten Thürschloß zerrissen. — Er muß zuerst zum Schneider gehen." — Der Vater nickte verdrießlich und mit den Worten: „Ehbien! spude Dich denn!" verließ er das Zimmer.

Das wollte ich eben: François hatte den Topf erschrocken wieder auf den Tisch gestellt; und sah bald mich, bald den Aermel, bald die Thüre prüfend und mistrauisch mit gefaltenen Händen an. —

„Armer François!" fuhr ich mitleidig fort, „das ist eigentlich meine Schuld; aber warte!" ich ergriff schnell einen Hammer, klopfte rasch auf das Schloß los, escamotirte den Nagel behend hervor, und zeigte ihn dem Alten. Ohne ihm Zeit zu lassen, Betrachtungen anzustellen, zog ich schnell ein Paar Franken aus meinem fast leeren Beutel, und reichte ihm sie

hin mit den Worten; „Da! in ein Paar Stunden ist der Rock wieder so gut wie neu! laß ihn sogleich machen; und trinke indessen auf den Schrecken. — Brauchst Dich nicht zu übereilen, Alter!" fügte ich leicht hinzu; — „ich werde den Topf hinbringen — der Vater soll es nicht merken." — Ich kannte die schwache Seite des alten Burschen; er liebte fast zur Leidenschaft den Wein, und mochte ihn gern recht gemächlich hinunterschlürfen; aber er versah dabei seinen Dienst eben so treu. — Ich bezeigte ihm also eine wahre Wohlthat, indem ich dadurch, daß ich ihn der Sorge für den letzteren überhob, Gelegenheit gab, der ersteren mit gutem Gewissen den Zügel schießen zu lassen. — Er drückte dankbar meine Hand, und ich eilte, mich anzukleiden.

Mit hochschwellendem Herzen stieg ich die seit einem Jahre nicht betretene Treppe hinauf; — mit furchtsamer Eile klopfte ich an die Thüre. Die alte Aufwärterin trat mir entgegen. — Die Herrschaften waren schon

vor einer Stunde nach der Messe gegangen, dann wollten sie eine Promenade machen. — Sie aßen heute nicht zu Hause; — erst gegen Abend wurden sie zurückerwartet. — Ich stand wie niedergedonnert. — Unmöglich konnte ich der alten Margot ein Geschenk anvertrauen, das erst durch die Art, mit der es überreicht würde, seine schönste Bedeutung erhalten sollte. — Ich schlich mismuthig, den Topf im Arm, wieder nach Hause. —

Doch Hoffnung und Jugend sind unzertrennliche Gefährten. — Ich hatte mich bald aufs Neue ermuthigt. — Nichts war verloren, wenn der Vater mir nur nicht zuvorkam oder mich überraschte. — Ich wußte, er würde heute bei dem Präsidenten essen; und gewiß nicht früher als um sieben Uhr abkommen können. — Ich wollte um sechs hingehen.

Wie lang war mir der Tag; doch Gottlob! endlich begann es dunkel zu werden. — Da brummte die Uhr; ich zählte ängstlich die Glockenschläge; drei Viertel auf sechs! — Ich

konnte unmöglich länger warten. Mit klopfendem Herzen schlich ich die Treppe hinunter; da begegnete mir auf dem vorletzten Absatze François, aber in einem so seligen Zustande, daß er, zu meiner Freude, den Blumentopf, den ich im Arme hatte, gar nicht bemerkte; doch ging diese Freude bald in Angst und Besorgniß über, als die Schwere seines Körpers bei seinen schwankenden Schritten mich befürchten ließ, daß, wenn ich auch loskommen könnte, er doch entweder die Treppe herunterstürzen, oder wenigstens einen Lerm erregen möchte, der nur zu leicht eine Entdeckung meines geheimen Antheils herbeiführen durfte. — Ich stellte daher den Blumentopf schnell neben mich, griff ihm unter die Arme und brachte ihn halb gutwillig, halb widerstrebend, mit vieler Mühe auf sein kleines Zimmerchen und zwang ihn beinahe, sich zur Ruhe zu begeben.

Dies nothwendige Geschäft hatte mehr als eine gute Viertelstunde weggenommen; glücklicherweise wirkte die liegende Stellung sogleich

einschläfernd auf die Sinne, und ich entschlüpfte ihm, sobald ich nur konnte. — Geschwind eilte ich die Treppe hinunter — aber — der Topf war weg. — Man denke sich meine Verzweiflung! — Die Wiedererſetzung war unmöglich. — Es waren keine vier Franken mehr in meinem Besitze, und ehe die nächste halbe Stunde verstrichen war, würde mein Vater das verrätherische Ausbleiben seines Geschenkes schon entdeckt haben. — Ich verfluchte mein tückisches Schicksal. — Fluchen aber — das sah ich sogleich ein, konnte mir nicht helfen. — Nichts, nichts konnte helfen! in meiner Verzweiflung war es mir, als müsse ich zu einem coup de desperation meine Zuflucht nehmen. — Mochte mein Vater auch zürnen, mochte er auch alles entdecken, — wenn nur meine Felicie meine Verzweiflung sähe, wenn sie nur wußte, erkannte, empfand, zu welchen Streichen meine Liebe zu ihr mich verleitet hätte. — Wie es auch kommen mochte, vor ihr mußte ich gerechtfertigt stehen, sie mußte mich bedauern. —

Ohne mich lange zu besinnen, stürzte ich zu ihrer Wohnung hin. Es war schon ganz dunkel geworden; mit dem Muthe der Verzweiflung stieg ich die Treppe hinauf; ehe ich noch anklopfen konnte, öffnete sich die Thüre; Felicie stand vor mir. Ich konnte kein Wort sagen.

„Mein Gott!" rief sie endlich, — „was ist Ihnen? Margot erzählte mir, daß ein junger Mensch mit einem Blumentopfe hier gewesen, daß er wiederkommen würde. — Mein Herz sagte mir sogleich, wer," fuhr sie stockend fort — „darum — und mir — Sie sind ja außer sich!" —

„O Felicie!" rief ich, „ich bin untröstlich — Sie müssen alles wissen, alles — hören Sie." —

„Nicht hier!" fiel sie mir schnell in's Wort — „hier in dem dunkeln Vorsaal, wie würde sich das schicken! — Folgen Sie mir ins Cabinet — Sie kommen ja wohl im Auftrag Ihres Vaters, und," fügte sie lächelnd hinzu, — „Madame Bassy ist, als wir zurück-

fuhren, bei dem Palais ausgestiegen, um die Befehle der Herzogin zu erwarten. — Sie wird in einem Hofwagen zu Hause kommen; aber eine halbe Stunde bleibt sie gewiß noch aus."

Ich folgte ihr etwas mit erleichtertem Herzen und eilte, ihr es ganz auszugießen. Ich erzählte ihr, wie ich mich zu diesem Tage gefreut, wie ich den Heliotrop allein für sie gezogen, mit welcher Zärtlichkeit ich die Blume gepflegt, wie sorgfältig ich den porcellainen Topf dazu gewählt; ich beschrieb ihr die kleinen Gemälde, die darauf dargestellt, lauter geheime Beziehungen aussprachen — ich berichtete ihr, in welche Verlegenheit mich mein Vater gebracht, meine Verzweiflung, meine Freude, meine List und endlich, wie ich die Blume verloren, und wie viel ich nun von dem Zorne meines Vaters zu befürchten hätte. Fragen und Antworten wechselten; sie wurden immer zärtlicher, immer vertrauensvoller; ich sah Thränen in ihren Augen zittern, sie gaben mir Muth und Beredsamkeit wieder — wer

hätte da an die Zeit denken können! — Da hörten wir auf einmal laute und bekannte Stimmen im Vorzimmer; Madame Vassy und mein Vater waren dort in vollem Gespräch hineingetreten. —

Ich stand erschrocken, versteinert; wir hatten so eben von dem aufbrausenden Zorne meines Vaters, wenn er erführe, daß die Blume nicht abgeliefert wäre, gesprochen. — Mit einer Gegenwart des Geistes, die ich noch heute bewundere, obgleich sie nur die Frucht der kindischen Furcht, die nie an die Folgen denkt, gewesen seyn mag, ergriff Felicie in demselben Augenblicke meine Hand, zog mich mit sich fort, und drückte mich hinter eine kleine spanische Wand von chinesischer Arbeit, die an der Seite des Camins, mehr zum Staat als zum Nutzen, der damaligen Mode gemäß, aufgestellt war. — Sie hatte kaum Zeit, sich auf die Chaiselongue niederzulassen, als Beide schon hereintraten. Obgleich ich genug zu thun hatte, daß nicht selbst mein Zittern mich verrieth, konnte doch kein gesprochener Laut mei=

nem Ohr entschlüpfen, keine Bewegung durch die dünnen geflochtenen Stäbe dem Auge entgehen.

Aber das höchste Erstaunen bezwang bald meine Furcht. — Mein Vater trug den zierlichen Topf mit dem vermißten Heliotrop in beiden Händen, und stellte ihn glückwünschend vor Felicien hin. O! Triumph der Liebe; wie blitzschnell vertreibst du alle andern Regungen in der jugendlichen Brust! das Geschenk, das der Vater dem Sohne abgelistet, um sich selbst damit ein Verdienst zu erwerben, mußte er nun selbst — so gut wie im Namen des Sohnes überbringen! — Er fügte hinzu, daß diese Blume, die er erst nach vielem Herumsuchen auf allen Blumenmärkten der Stadt, endlich aufgefunden, ihr schon den Morgen eingehändigt worden seyn würde, wenn nicht die Betrunkenheit seines alten Bedienten es verhindert hätte, dem er sie selbst heimlich weggenommen, da er zufälligerweise zu Hause gekommen wäre, während sein Sohn den Alten zur Ruhe gebracht. Er lachte laut über bei-

der Angst, wenn dieser endlich den köstlichen Blumentopf vermißen würde, indem ich mich im Stillen freuete, daß die Reihe, lächeln zu dürfen, schon an mich gekommen war.

Aber Felicie bezauberte mich; sie empfing den Blumentopf mit so freudestrahlenden Blikken, mit einer so lebhaften, innigen Theilnahme, daß es mir im Innersten wohl that, und zugleich die Verwunderung der Madame Bassy und eine sichtbare Zufriedenheit bei meinem Vater erregte. Sie konnte nicht müde werden, die weißen Sternchen der Blume zu betrachten, ihren Sehnsucht erregenden Duft einzuathmen. — Sie sollte ihren Platz in ihrem Schlafzimmer haben, dem Bette gegenüber gestellt werden, damit ihr Anblick sie jeden Morgen beim Erwachen erfreuen, damit sie ihr jeden Abend eine gute Nacht zuwinken könne. Der Blick meines Vaters haftete mit einem so ganz neuen, nie von mir gesehenen, innigen Wohlgefallen auf Felicien, daß es mich in der That beunruhigte. Er ergriff ihre beiden Hände, drückte sie an sein Herz, küßte

sie auf die Stirne. — Sie ließ es willig geschehen, warf aber zu gleicher Zeit einen Blick nach dem Schirm hin, der — trotz der enggeflochtenen Wände, mir tief ins Herz drang. — Mein Vater war ihr gut, das sah ich deutlich! Nie hatte seine Stimme früher mit einem so zarten Klang in mein Ohr getönt. — So konnte man nur zu einer Geliebten, oder zu einer geliebten Tochter reden. — Ein Schauder erfaßte mein Herz — eine gewaltsame, unerklärbare Unruhe, die mich vielleicht verrathen haben würde, hätte nach Verlauf einer guten Stunde mein Vater, der mit immer steigender Theilnahme jede Bewegung der dankbaren Felicie verfolgte, sich nicht ungern wie es schien, losgerissen, — nachdem er der Madame Bassy eine Rolle, derjenigen gleich, die ich ein Jahr früher gebracht, überliefert hatte. —

Die beiden Frauen begleiteten ihn bis zur Treppe — aber Felicie, als könne sie sich nicht von ihrer Blume trennen, kehrte sogleich zurück; — doch kaum eingetreten, blieb sie ungewiß stehen, es war, als wäre sie im Be-

griff gewesen, nach der spanischen Wand hin zu eilen; aber verschämt, hold erglühend wandte sie, ihre Schritte anhaltend, den Blick voller Sehnsucht nach dem Heliotrop hin. —

Alles vergessend, stürzte ich zu ihren Füßen; sie sank an meinen Busen; ohne Worte feierten unsre Herzen den schönen, längst ersehnten Bund. — In diesem Augenblick trat Madame Vassy wieder herein. — Ausser sich vor Erstaunen, starrte sie uns sprachlos an.

„Woher kommen Sie, mein Herr! und wer sind Sie?“ fragte sie endlich mit mühsam errungener Fassung. —

„Ih! mein Gott! kennen Sie denn nicht den jüngeren Herrn de Morbiére mehr?“ rief Felicie, die noch keine Zeit gehabt hatte, verlegen zu werden. „Stehen Sie auf, Herr — Gott! ich weiß ja noch nicht einmal Ihren Taufnamen!“ flüsterte sie fast weinerlich.

„Meine Felicie!“ versetzte ich schnell; „ich stehe noch nicht auf! Laß mich erst hier Verzeihung erflehen. — Ihre Pflegemutter ist gewiß mitleidig und gut. Sie muß alles wissen!

Es ist nicht Zeit mehr etwas zu verschweigen." —

Wir erzählten alles gewiß verworren genug, denn sie mußte viele Fragen und Kreuzfragen, wie die Engländer sagen, machen, ehe sie aus unserm Bericht klug werden konnte; und als ihr dies endlich gelungen war, brach sie in ein lautes Gelächter aus.

„In der That!" rief sie, „das hat der schlaue Herr de Morbiére sehr schlau gemacht. — Also seit Jahr und Tag Euch fast täglich gesehen? da doch Herr de Morbiére eben vor einem Jahre geschworen hat, daß Ihr Euch nicht mehr sehen solltet. — Nun! ich wasche meine Hände! aber Kinder! was soll daraus werden." —

„Daraus?" versetzte ich; „ein glückliches Paar! Wir lieben uns! wir haben uns ewige Treue geschworen, wir werden ewig unsern Schwur halten! Nicht wahr, Felicie?"

„Ja! Ja! mein —" rief sie lebhaft; aber wie heißen Sie doch?" fügte sie leise hinzu.

„Ich fürchte, Ihr habt Beide in den Wind geschworen," fuhr sie lächelnd fort; „frage einmal den Herrn, Felicie, was er ist? — welchen Titel er führt? wo die Güter liegen, wovon er Dich ernähren will? — Und Sie, mein Herr? was wissen Sie von Felicien? kennen Sie ihre Herkunft? Ihre Lage! wissen Sie daß sie —"

„Um Gottes willen, doch nicht meine Schwester ist!" rief ich in der Angst meines Herzens, in der That sehr indiscret, laut aus.

Sie stutzte sichtbar. „Woher wissen Sie, woher vermuthen Sie? —" fragte sie lebhaft.

Die ungewöhnliche Zärtlichkeit meines Vaters!" versetzte ich beklommen, — „die geheimnißvolle Sorgfalt, mit der er —"

„Nein! nein!" fiel Felicie mir eifrig ins Wort — „Sie irren sich, nie früher als heute hat er mich an seine Brust gedrückt, auch bin ich ihm nie so freundlich wie heute entgegengekommen." —

„Doch! doch!" — versetzte Madame Vassy ernst. — „Geheimniß um Geheimniß, Kinder!

ich will das verschweigen, was Ihr mir anvertraut, aber verschweigt auch, was ich Euch jetzt nicht mehr verhehlen darf. Dem nach, was Sie auch vermuthen, junger Herr! darf ich nicht mehr zweifeln. — Ja! Kinder — ich habe Gründe zu glauben, daß Ihr Geschwister seyd, und eben darum hat auch Euer unschickliches Verständniß mich nicht erzürnt; die Stimme des Blutes hat Euch zusammengeführt."

„Wie? wie? unmöglich!" riefen wir Beide.

„Warum?" lächelte sie fein, „ich dagegen sehe überall Möglichkeit, sogar Wahrscheinlichkeit, ja noch mehr Wahrheit darin. — Diese ist mir nicht anvertraut, darum darf ich Euch gestehen, was ich meine; aber was mich zu dieser Meinung berechtigt, ist mir anvertraut, darum darf ich Euch das nicht verrathen. — In der That, als Geschwister sehe ich Euch gern zusammen, aber Euer Vater vielleicht nicht. — Darum wollen wir ihm Ihren Besuch, und mehrere dergleichen, wenn Sie uns mit solchen beehren wollen, verschweigen;

als der Bruder meiner lieben Felicie, sollen Sie mir immer willkommen seyn! Warum schlagt Ihr die Augen nieder; nun, so freuet Euch doch, Kinder!“

Aber wir freueten uns nicht; es war, als wenn ein Ungewitter plötzlich die goldnen Saaten unsrer jungen Liebe zerschmettert hätte. Die Madame Vassy sah uns lächelnd an, bot uns Erfrischungen, begann allerlei Gespräche; vergebens! — wir betrachteten uns nur einander schweigend, erwiederten gar nichts, oder wenigstens sehr einsylbig; ich wünschte mich hundert Meilen weit weg, und doch konnte ich mich nicht entschließen, mich vom Stuhl zu erheben. Endlich erinnerte mich die Madame Vassy recht fein, daß die Uhr bald zehn wäre, die Stunde, wo ihr Dienst im Palais den Anfang nahm. — Ich sprang auf, grüßte sie ehrerbietig, drückte mein glühendes Antlitz fest in Feliciens Hände, und stand, ich weiß selbst nicht wie, bald auf der Straße. — Aber dann stürmte ich auch fort wie ein Wirbelwind; alle Augenblicke stieß ich jemanden an den Arm;

mein unaufhaltsames Fortschreiten entnahm bald meinem Ohr die mir nachgesendeten Flüche; doch fühlte ich, die Straßen waren mir zu eng, ich suchte die entlegensten Boulevards. Die Müdigkeit meiner Füße schien endlich Besinnung in meiner Seele, Ruhe in meinem Blute hervorzurufen. — Endlich fiel mir der Gedanke ein: „wenn die Madame Bassy dich hinter das Licht führen wollte! wenn sie sich selbst getäuscht hätte?“ ich empfand, daß ich noch nicht im Stande war, alles ruhig zu prüfen, und beschloß — so wie man zu sagen pflegt — darauf zu schlafen! schlafen? guter Gott! aber wo? Es mußte bald Mitternacht seyn; der Pförtner war wohl schon zur Ruhe; ich war noch nie so spät zu Hause gekommen! Ach! ich war weit entfernt vorauszusehen, wo ich endlich ein Bett finden würde.

Ich eilte indessen nach Hause! Richtig; in der Loge des Portiers war alles dunkel. — Im ganzen Hause war es dunkel, nur in dem Schlafzimmer meines Vaters brannte noch Licht. — Ich überlegte; wenn ich auch

den Portier erweckte, konnte ich doch nicht in unsere Zimmerreihe hinein kommen, ohne den Vater zu stören; die Tante, die ich nicht jeden Abend sah, glaubte mich gewiß längst zur Ruhe, und schlief schon selbst. François hatte gewiß den Rausch noch nicht ausgeschlafen! und mein Vater — was würde der für Augen machen! welche Gedanken würde mein so spätes Erscheinen erregen, zu wie vielen Fragen Anlaß geben? — Nein! so wollte ich lieber die Nacht unter freiem Himmel zubringen! doch behutsam; ich mochte doch nicht gern einer Patrouille in die Hände fallen; ein ehrbarer, junger Mensch, wie ich damals einer war, nicht des Nachtschwärmens gewohnt, denkt ohnehin in einem ihm unbekannten Revier an tausend Gefahren, wo gar keine vorhanden sind. — Ich schlenderte ein Paar Straßen auf und ab. —

Da bemerkte ich an der Ecke einer kleinen Straße eine Art Winkel-Caffeehaus, das noch offen war. — Ich trat rasch hinein. — Die Wirthin steckte, ohne sich umzukehren, einen Leuchter an, und erst als das Licht hell brannte,

wandte sie sich um, und stand ganz betroffen, als sie einen ganz andern sah, als den, welchen sie vielleicht erwartete. —

Ich theilte ihr meine Verlegenheit mit, und ersuchte sie, mir ein Bett zu geben, oder wenn sie ein solches nicht hätte, mir wenigstens zu erlauben, die Nacht auf einem Sessel in ihrem Hause zu verbringen.

Sie schlug mir beides rund ab. — Indem ich mich nun aufs Bitten legte, trat ein kleiner dürrer Mann, von mittlerem Alter, mit einem sehr ernsten, starren Blick herein, näherte sich ihr langsam, fast geheimnißvoll und verlangte seinen Schlüssel.

Sie reichte ihm diesen, den sie schon in der Hand hielt, samt dem Leuchter, während sie mir erklärte, daß es schon spät sey, und daß ich ihr Haus verlassen müsse. —

Ich sagte ihr nun, wer ich war, wo ich wohnte, nannte ihr den Namen und Stand meines Vaters, wiederholte ihr meine Verlegenheit, und daß ich gar nicht wüßte, wo ich mich hinwenden sollte.

Der Fremde hörte aufmerksam zu, und betrachtete mich noch genauer. Als die Wirthin noch einmal den Kopf schüttelte, trat er hinzu, hielt ihr ihre Härte vor und fragte sie: „ob sie auch ihr Gewissen mit dem möglichen Unglück beschweren wolle, dem ein so junger, unerfahrner Mensch, dessen Aeußeres und Benehmen so deutlich für seine Sitten und eine feine Erziehung sprächen, in einer rauhen Herbstnacht in den gefährlichen Straßen der unermeßlichen Stadt doch immer bloßgestellt sey, und bat sie, seinetwegen mir ein Bett zu geben. —

Die Wirthin, gegen ihn die Artigkeit selbst, bedauerte, daß sie keins hätte, und demnächst, daß es leider gegen ihre Grundsätze laufe, irgend einen Unbekannten einen einsamen nächtlichen Aufenthalt in ihrem Hause zu gestatten. — Also —" sie zog die Achseln. —

Er wandte sich unwillig zu mir; und mit einer Artigkeit, die Leben in seine trocknen Züge und Glanz in die fast stieren Augen brachte,

sagte er: „Mein Herr! unmöglich kann ich einen so feinen jungen Mann selbst vielleicht nur eingebildeten Gefahren und dem Ungemach einer rauhen Nacht preisgeben. Nehmen Sie die wenigen Stunden, bis es Tag wird, mit meinem Zimmer und einem weichen Lehnsessel vorlieb; ich würde Ihnen ein Bett anbieten, wenn ich ein solches hätte; aber ich brauche keins — doch verspreche ich Ihnen, Ihre Ruhe nicht zu stören.

Nicht ohne Neugierde, mehr von einem Manne zu erfahren, der kein Bett hatte und keines brauchte, nahm ich mit Freuden sein Anerbieten an. — Er führte mich in den ersten Stock hinauf in ein hübsches, sehr bequemes Zimmer, das nicht überflüßig, aber recht elegant meublirt war; er zog einen Lehnstuhl dem Camine näher, sorgte sehr behend für ein bald loderndes Feuer in diesem, und winkte mir, mich des Lehnstuhls zu bedienen, indem er selbst einen andern vor den Tisch hinzog. —

„Ich bedaure noch einmal," sagte er, „daß ich Ihnen kein Bett anbieten kann; aber Sie werden gleich sehen, daß ich nur hier wohne, um zu wachen. — Machen Sie sich's so bequem wie Sie können, und erlauben Sie mir, während Ihrer Ruhe, die Correcturbogen eines kleinen Werkes durchzulesen, das ich eben im Begriff stehe, zum zweitenmal auflegen zu lassen. — Er verbeugte sich, ohne mir Zeit zu geben, ihm etwas zu erwiedern, und setzte sich zur Arbeit hin. — Müde wie ich war, schlummerte ich sogleich ein. —

Ich weiß nicht wie lange ich geschlafen hatte, als eine unwillkührliche Bewegung meines Gefährten mich aufweckte. Ich warf mich auf die andere Seite — gegen das Fenster. — Es war noch stockfinster. —

„Schon wach?" fragte mein Wirth aufstehend.

„Ich bin in diesem Augenblick erwacht!" entgegnete ich.

„Und ich bin in diesem Augenblick mit meinen Correcturbogen fertig."

„Werden Sie nicht die Frage indiscret finden, wie das Werk sich nennt, von dem Sie die zweite Auflage besorgen?"

„Ganz und gar nicht, wiewohl ich es noch nicht sagen sollte; doch es wird ja Morgen herauskommen! Es nennt sich „die Widersprüche der aufgeklärten Welt."

„Widersprüche?" —

„Unsrer jetzigen Welt, besonders der gebildeten, der europäischen — obgleich diese doch unsrer Pariser Welt weit nachsteht. Ja!" fuhr er lebhaft, mit blitzenden Augen, fort, die doch allmählich im Lauf seiner Rede immer stierer auf einem Punkte haften blieben. — „Ich habe es bewiesen, ich beweise es, ich werde es, trotz allen Drohungen, trotz dem Tode selbst beweisen, daß wir, die wir uns mit unsrer Bildung, unsrer Feinheit, unsrer Aufklärung großthun, im Grunde noch Barbaren sind;*) daß die heidnischen Türken

---

*) Der Erzähler hat an dieser Stelle seines Manuscriptes ganze Anreden weggestrichen, wodurch Lük-

rechtlicher, zuverläßiger, mehr wahr, mehr natürlich als wir sind, daß unsre Bildung nur ein mit glänzendem Firniß überzogenes Chaos ist; unsre gesellige Verfassung aus einer Reihe von künstlich aufgestellten Lügen und Ungereimtheiten, nur durch Gewissenlosigkeit und Niederträchtigkeit aufrecht gehalten, besteht; daß, was dem einem zum Verdienst angerechnet, einem andern zum Verbrechen gemacht wird; daß kein Recht in den Staaten existirt, weil das Recht nicht gleich für alle ist; daß die Könige keine größern Feinde besitzen, als eben ihre nächsten Umgebungen, denen sie ihr Vertrauen schenken: weil diese sie der Nation entfremden, und die Misbilligung ihres Uebermuthes durch dieselbe den Königen als Haß und Aufruhr gegen sie vormalen. — Lesen Sie die Geschichte! Sie werden finden, daß noch Niemand mehr nach Blut und Vertilgung gedürstet habe, als eben

ken entstanden sind, die unmerkbar auszugleichen, wie es Figura zeigt, schwerlich ganz gelungen ist dem

Herausgeber.

die Diener des Gottes des Friedens und der Liebe. Lesen Sie! Sie werden finden, daß die sogenannten Großen dieser Welt, von denen der größte Theil entweder im Schlafe und durch Geburt zu diesem Namen gekommen ist, oder ihn durch die kleinsten Mittel erworben hat, nie vergessen können und immer auf die ungeheure Schmach zurückkommen, deren sich eine Nation schuldig gemacht, die in heftiger Aufregung betrogener und mistrauisch gemachter Gefühle nicht einem kleinen Haufen von Bösewichtern und exaltirten Köpfen Einhalt gethan, der einen König, welcher sich doch immer eines schwankenden zweideutigen Betragens schuldig gemacht, unrechtmäßig gemordet hat, nachdem eben diese Großen die Gemüther zu der höchsten Erbitterung gebracht; indem dieselben längst die Schmach vergessen, oder solche nicht einmal darin gefunden, daß ein König verrätherischer Weise Tausende und aber Tausende seiner Unterthanen ermorden lassen und selbst zum Spaß einige niedergeschossen hat. — Sie werden finden, daß ein

Fürst, der sein Vaterland hatte verlassen müssen, weil er seinem Vater nach der Regierung und dem Leben getrachtet, freundlich und mit Ehrenbezeugungen selbst bei solchen Höfen aufgenommen wurde, wo tagtäglich Köpfe fallen, nachdem sie emsig aufgesucht, und mit schmachvoller List dahin gebracht worden, ihre innersten Gedanken zu verrathen — weil sie, mit schwachen Mitteln versehen, sich gegen eine Regierung aufgelehnt haben, an die sie doch nicht mit den heiligen Banden des Bluts gebunden waren; wir finden, daß ein Jahrzehend das anpreißt und als das Höchste achtet, was das folgende fluchwürdig nennt. — O! Fluch über einen geselligen Zustand, worin die Mode und die Leidenschaften die Begriffe von Pflicht und Recht bestimmen! Ihr seyd Sclaven und Ihr verdient es zu seyn!"

„Aber warum," nahm ich das Wort in der kleinen Pause, die zufällig entstand — „warum wollen Sie denn Wesen, die nichts besseres verdienen, eines Besseren belehren?"

„Weil,“ fiel er mir heftig in die Rede — „weil mein Innerstes durch die allgemeine Schlechtigkeit empört ist; weil diese innere Empörung in meiner menschlichen Brust mich gelehrt, daß doch etwas Besseres und Höheres in der Brust der Menschen im allgemeinen liegt; die Liebe zur Wahrheit, welche die ärgsten Lügen der Welt doch nicht ganz unterdrücken können. In das unreine Wasser des Weltlebens hinausgeworfen, zischt und braus't sie, wie ein glühender Stein, zwar nur eine kurze Zeit, und scheint dann, von den Wellen bedeckt, zu Boden gesunken, bald verglüht zu haben — allein während ihres kurzen Brausens, hat sie doch mehrere reizbare Gemüther entzündet — die auch glühende Steine in das Meer der Welt hinauswerfen, und so immer mehrere und mehrere, bis die Lügenmacht der Wellen immer kleiner, und die Gewalt der Wahrheit erkannt wird. — Wenn das geschieht, wird eine Zeit der Unruhe und der Gährung beginnen; der Streit wird lang und blutig, aber nie zweifelhaft seyn und von den tödtlichen

Wunden, deren unzählige Opfer fallen sollen, wird auch nicht eine Idee ermordet werden.“ —

„Ich weiß es wohl,“ fuhr er ernst mit funkelndem Auge fort, „auch ich werde, und vielleicht früher als ich denke — ein blutiges Opfer werden. Es mag darum seyn! Ich werde mich dennoch glücklich schätzen, wenn mein Licht nur ein Auge erhellen kann. Die erste Auflage meines Werks wurde in weniger als vier Tagen verkauft — ich erfuhr aber bald nachher, daß ein gewisser sehr bedeutender Mann alle Exemplare aufgekauft hatte. Mein erstes Geschäft war nun, für eine neue Auflage zu sorgen. — Gleich nachher empfing ich eine ganze Menge Briefe voller Drohungen ernstlicher Art, wenn ich nicht sogleich mein Vorhaben einstellte. — Es wurde mir aber sogleich klar, daß weit weniger die Wahrheiten, die ich ans Licht gestellt, als die wahren Anecdoten, womit ich sie begleitet, und deutlich gemacht habe, die Erbitterung höheren Orts gegen mich erregt; — denn die Wahrheit

selbst wird als Begriff geachtet und geduldet, nur wenn ihr Licht den Schlechtigkeiten oder vielmehr den Lächerlichkeiten der Welt so nahe tritt, daß die künstlich übertünchten Züge in die Augen fallen, wird sie zum Verbrechen. — Ich will von hundert Anecdoten Ihnen nur eine mittheilen, die man mir sehr übel genommen hat, weil — Sie werden selbst das Warum einsehen! — Ich führe nemlich an, wie einst ein noch junger spanischer König in einer schweren Krankheit sein schönes Haar so ganz verloren hatte, daß er gezwungen war, sich eine Perücke machen zu lassen; es sollte aber ein Geheimniß bleiben und wurde dem Staatsrath in einer geheimen Sitzung vorgelegt. Aber bei dieser einen blieb es nicht; in drei vollen Wochen waren die gewissenhaften Mitglieder desselben nur damit beschäftigt, die zweckmäßigsten Mittel herauszufinden, dem Regenten eine Perücke zu verschaffen, die nur aus den Haaren altadlicher Geschlechter zusammengesetzt wäre, und sorgfältig vorzubeugen, daß kein einer solchen Ehre unwürdiges Haar darunterkäme;

indessen wurden die Angelegenheiten der inneren Staatsregierung einer so ungeheuer wichtigen Sache wegen ganz bei Seite gelegt; viele Ungerechtigkeiten blieben ungehemmt und ungerochen, viel Jammer wurde verlängert, viele Thränen flossen ungetrocknet, und indem man versäumte, zu rechter Zeit die zweckmäßigen Maasregeln zu ergreifen, wurde Anlaß zu einem Kriege gegeben, der ganze Ländereien später verheerte." —

„Aber," fuhr er mit einer Lebhaftigkeit fort, die verrieth, daß nur die Leidenschaft vieler besseren, welche die Welt zertrat, sich als Märtyrer der Wahrheit ein unverleugbares Verdienst zu erwerben, auch seine Feder geführt; „aber ich streiche kein Wort hinweg. Alles wohl berechnend, wozu meine Widersacher im Stande sind, halte ich mich nur selten, und nie des Nachts, in meiner eigentlichen Wohnung auf, und habe dies unbeachtete Zimmer gemiethet, wo ich meine Correcturen besorge; ich werde es auch nicht früher verlassen, als bis die neue Auflage meines

Buchs herausgekommen ist. — Ich kenne recht gut die Gefahren, denen ich bloßgestellt bin; aber ich fürchte sie nicht; wenn nur mein Werk herauskommt, wenn ich meine Mitbürger aufkläre, ihnen zeige, welchen Händen das Heil ihres Lebens anvertraut ist, und wie sie nur durch die Erkennung ihrer natürlichen Rechte jenen widerstehen können! — Dann sey der Erfolg für mich wie Gott will; ich bin zufrieden, sollte es mir auch das Leben kosten. Expedit unum pro omnibus mori.“ —

So weit war mein Wirth gekommen, als er durch einen Lärm unten auf der Straße, und wie es schien, an der Hausthüre unterbrochen ward. — Er steckte schnell den Kopf aus dem Fenster, dann drehte er sich kalt zu mir um. — „Es gilt mir!“ sagte er ruhig. — „Das Haus ist von der Wache umringt; ich bin überzeugt, daß sie hiehergekommen sind, um mich zu verhaften.“

„Retten Sie sich!“ rief ich schnell. „Steigen Sie eine Treppe höher hinauf — vielleicht!“ —

„Nein!“ versetzte er — „man muß seinem Schicksal folgen — ich will mich nicht der Gewalt widersetzen, noch ihr feige entfliehen. — Die Zukunft wird mich rächen.“

Mit diesen Worten machte er die Thüre auf. — Ein mitteljähriger Mann, in blauer Uniform, kam langsam die Treppe herauf, und trat einen Augenblick nachher ein. — Mein Wirth, ohne ihm Zeit zu geben, sich seines Auftrages zu entledigen, trat ihm mit Würde entgegen: „Ohne Zweifel bin ich es, den Sie suchen,“ sagte er; „ich bin A**, und bereit, Ihnen zu folgen.“ —

Der Polizei-Officiant versicherte, wie leid es ihm thue —

A** unterbrach ihn. — „Wenn der König es für gut befindet, sich meiner Person zu versichern, darf es Ihnen nicht leid thun, mir seinen Willen anzukündigen, und denselben auszuführen. — Gehen wir.“ —

Der Commissair hatte sich indeß seiner Papiere bemächtiget, und wandte sich sehr höflich zu mir: — „Weil ich Sie bei diesem

Herrn finde, bin ich beauftragt, auch Sie, mein Herr, mitzunehmen."

„Wie!" rief ich betroffen — „und warum?"

„Mein Auftrag lautet: den Herrn A**, seine Mithelfer und Angehörigen zu verhaften. — Ich habe Sie zu einer ungewöhnlichen Zeit bei diesem Herrn getroffen." —

„Herr Commissair," unterbrach ihn mein Wirth — „dieser Herr ist weder mein Mithelfer, noch gehört er mir an; ich kenne ihn selbst gar nicht." — Er erzählte dem Commissair unser unwillkührliches Zusammentreffen; ich fügte, wer ich wäre, meinen Namen, meine Wohnung hinzu. —

„In diesem Falle," versicherte der sehr höfliche Commissarius, „thut es mir doppelt leid; allein es ist meine Pflicht, meinen Auftrag streng auszuführen, und mir nicht erlaubt, denselben nach meinen Ansichten zu motiviren." —

Mein Wirth schien mehr über meinen Unfall, als über den eignen betroffen zu seyn; er umarmte mich mit Thränen in den Augen,

und sagte gerührt: „Muß ich so unversehens in dem Augenblick, wo ich dachte, Ihnen eine Gefälligkeit zu erzeigen, Sie in mein Schicksal verflechten; — doch" — fuhr er mit Würde fort — „der König ist nicht ungerecht — er wird die Wahrheit erfahren, und Sie werden bald in Freiheit gesetzt werden. — Folgen wir ohne Widerstreben."

Ich konnte auch nichts besseres thun; eine Miethkutsche erwartete uns, und führte uns nach der Bastille. — Kaum hatten wir die Pforte hinter uns, so war es, als wären wir in einer ganz andern, aber nicht bessern Welt, wo neue, unbekannte und sehr strenge Formen obwalteten. Wir wurden, obgleich in ein Zimmer eingetreten, sogleich getrennt und durften kein Wort mit einander wechseln. — Ein langer, düsterer, hagerer Mann, den man Hr. Major nannte, ließ uns alles, was sich in unsern Taschen befand, wegnehmen und aufzeichnen — und nachdem er sehr lakonisch die Behältnisse bestimmt hatte, worin wir auf-

bewahrt werden sollten, wurden wir Beide nach verschiedenen Gängen abgeführt. —

Stillschweigend folgte ich der Wache, die uns in Empfang genommen, und eben so schweigend folgte diese dem Gefangenwärter, der mit einer kleinen Laterne voran ging. — Nur der dumpfe Klang der schweren Tritte, und das Klirren der Schlüssel, welche der Kerkermeister im Gehen, wie zum Auswählen betrachtete, unterbrach die Grabesstille der langen engen Gänge und hohen düsteren Gewölbe; bald ging es Stufen hinunter, bald noch mehrere hinauf. — Endlich standen wir vor einer schmalen eisernen Thüre. — „Der Thurm der Freiheit" — sagte, wie dem Unglück zum Hohne, der Kerkermeister, indem er aufschloß. — Eine lange, steile, enge Treppe wand sich um einen schwarzen Pfeiler hinauf. Wir kamen bei mehreren kleinen Gängen mit verschiedenen Thüren vorbei; ein Kreuz mit Kreide gemacht, bezeichnete die Zimmer, die schon besetzt waren; ich bemerkte fast überall dies Zeichen; endlich blieben wir vor einer

kleinen Thüre stehn, die nicht bezeichnet war. Der Kerkermeister zog einen kleinen Schlüsselbund hervor, wählte einen Schlüssel daraus; er wollte aber nicht zum Schlosse passen; er betrachtete ihn aufmerksam. „Sonderbar," brummte er — „ich pflege mich sonst nicht in den Nummern zu irren; im Dunkeln würde ich die rechte finden — wie ist mir denn eben diese in die Hände gefallen. Nun! meine Herrn!" fuhr er, nach einem deutlichen Schwanken in seinem Benehmen, entschlossen fort — „so müssen wir denn ein Stockwerk höher steigen; um so reiner ist die Luft;" lächelte er höhnisch. —

Wir folgten ihm schweigend. Bald standen wir vor der rechten Thüre. Ein ziemlich geräumiges Zimmer, mit dunklen, fast schwarzen Mauer-Wänden, welche das spärliche Licht durch das unreine Glas der Laterne höchst undeutlich beleuchtete, und mir kaum ein kleines, sehr dürftiges Bette in einer Ecke zeigte — empfing mich — denn die Wache blieb vor der Thür, und der Gefangenwärter in derselben. —

„Lege der Herr sich nur sogleich hin," sprach dieser dumpf; „denn es ist noch dunkel, obgleich es bald Tag wird; und so werden Sie wohl auch die nöthige Ruhe finden. — Guten Morgen!" —

Ich schwankte zu dem Lager hin, das ich kaum erreicht hatte, als Jener schon mit dem Lichte verschwunden war. — Tiefe Nacht und Stille umgaben mich; denn bald verlor sich das schauerliche Gerassel von den Schlössern und Riegeln, womit die Thüre befestigt wurde. —

Nachdem ich durch die Menge der Gedanken, die mir den Kopf verwirrten, fast gedankenlos lange die Augen zusammengedrückt gehalten, öffnete ich sie auf einmal, als komme ich plötzlich zur Besinnung, so weit ich nur konnte. — Vergebens! ich sah nichts. —

Was war alles mit mir vorgegangen. — Ich wiederholte die Begebenheiten dieser Nacht für mich selbst. Mein jugendlicher Muth sagte mir bald, daß hier keine eigentliche Gefahr für mich vorhanden wäre; um so schneller suchte ich das Unangenehme der Gegenwart

mir weniger drückend zu machen, indem ich mit der ganzen Gewalt meiner Seele meine Gedanken auf Felicien hinrichtete. — Gott! Sie meine Schwester! — Wäre es wirklich so, oder nur eine Täuschung? — allein, war es vielleicht dieser neue Gesichtspunkt, von dem ich sie, obgleich ungern und zweifelhaft, betrachten mußte, oder war es meine gegenwärtige Lage, die mich doch wider Willen beunruhigte! Genug! ihr Bild haftete nicht mit solcher Klarheit, solcher Gewalt an meiner Seele wie sonst — es war, als suchte dies neue, so unvorhergesehene Ereigniß mit allen seinen mir noch unbekannten Folgen, indem es mir eine Art Stolz, daß mir schon etwas Ungewöhnliches begegnet, eine Art abentheuerlicher Neugierde einflößte, immer ihr Bild zurückzudrängen. — Ich konnte, trotz aller Mühe, es nicht ganz nahe an mein Herz rücken. — Unter dergleichen verworrenen Vorstellungen forderte die Natur ihr Recht: ich schlief ein. —

Ein heftiges, ziemlich unsanftes Rütteln weckte mich wieder auf. Es war ziemlich hell; der Kerkermeister stand lächelnd vor mir: „Gesundes Gewissen bringt gesunden Schlaf; — Beides pflegt eben nicht hier einheimisch zu seyn — ich wünsche Euch Glück!" redete er mich an. — „Hier bringe ich Ihnen das Frühstück — um zwei Uhr kommt das Mittagsessen, um sieben die Abendsuppe. — Die Nächte sind jetzt noch lang! richten Sie sich darnach ein! — Gehabt Euch wohl!"

„Halt!" rief ich, ihn im Weggehen bei dem Arm fassend. — „Laßt doch mit Euch reden. — Darf ich nicht nur zwei Zeilen an meine Familie schreiben, um sie über mein Ausbleiben zu beruhigen." —

Nein!" sagte er mürrisch, riß sich rasch los, und in dem nächsten Augenblick hörte ich schon die Schlösser zufallen, und die Riegel rasseln.

Dies Nein durchfuhr mein Herz; dies harte, barsche, einsylbige Wort versetzte mich sogleich in den drückenden Zustand eines armen

Gefangenen wieder. — Ich sprang unmuthig auf. — Mein Zimmer war bald besehen; außer dem recht anständigen, nicht einmal sehr groben Bette, machten ein kleiner Tisch und ein halbzerbrochener Lehnstuhl das ganze Meublement aus. — Die fünf Wände, die das Zimmer bildeten, waren aber besser bedacht; obgleich grau und dunkel in der Ferne, entdeckte doch bald ein scharfes Auge an ihnen eine reiche Tapisserie von traurigen Gedanken; eine ganze Bibliothek von Sentenzen und Empfindungen, welche wenigstens in acht Tagen einem haushälterischen Gemüthe, das nicht bloß lesen, sondern auch über das Gelesene denken wollte, immer neuen Gedankenstoff ertheilen konnte; obgleich mehrere Gedanken, so wie auch viele Bücher, den früheren nachgeschrieben schienen, und sie sich alle um denselben traurigen Gegenstand: den Mangel an Freiheit, im Thurm der Freiheit, drehten.

Ich, der noch nicht zu oekonomisiren gelernt, hatte bald, so weit nemlich mein Auge reichen konnte, diese kleinen Werkchen, die nur aus

einer Seite bestanden und mitunter sogar den Namen des Verfassers, und die unglückliche Jahreszahl seiner Anwesenheit in diesen Mauern trugen, durchgelesen; allein unglücklicher Weise führten sie alle die Gedanken auf diesen gemeinsamen Zustand zurück, und entmannten mehr das unruhig schlagende Herz, als sie es ermuthigten. — Bald bemächtigte sich meiner eine verzehrende, unmuthsvolle Langeweile, die nur kurz durch den von nun an schweigenden Gefangenwärter unterbrochen wurde, der das Mittagsessen, und später die Abendsuppe brachte. — So wurde es Abend, so wurde es Nacht; mir wurde kein Lämpchen angesteckt; was hätte ich auch damit thun sollen? sie hätte nur mein Elend, meinen Unmuth noch kläglicher beleuchten können!

Von tausend ungeduldigen, schmerzlichen Vorstellungen zerrissen, schlief ich endlich ein; diesmal aber war mein Schlaf nicht ruhig — ich wachte bald wieder auf, und erstaunte, eine Art von Helle in meinem Gefängnisse zu finden. — Durch das einzige, sehr hohe,

schmale Fenster, das doch mehr einer langen Schießscharte glich, und noch einen halben Fuß höher angebracht war, als mein Kopf hinaufreichte, fiel ein heller Mondenstrahl, wie ein freundlicher Gruß von der Welt meiner Jugend und ihrer Liebe, in das Zimmer, das er schwach, undeutlich, fast schauerlich erhellte. Mein Blick fiel auf die mir gegenüberstehende Wand. — Wie! war ich nicht allein? — eine menschliche Figur schien gegen dieselbe gelehnt zu stehen. — So wie sich meine Einbildungskraft immer mehr exaltirte, trat sie immer deutlicher hervor — der schwankende Schatten nahm immer mehr Festigkeit, immer bestimmtere Formen, schärfere Umrisse an. — Nein! ich irrte mich nicht; ein langer, blasser Mann stand da, mit dem Gesichte gegen mich gewandt, während seine stieren, aber unsäglich milden Augen fest auf mir hafteten, zeigte er mit aufgehobenem Arm, mit ausgestrecktem Zeigefinger sonst unbeweglich auf die Fenstermauer hin, als wolle er eine gewisse Stelle bezeichnen, die meinem Blick nicht mehr ent-

gehen konnte, wenn ich nur Besonnenheit und Muth hatte, mit diesem der Richtung seines Fingers zu folgen. — Ich hatte Zeit genug ihn zu betrachten. — Er trug ein bleiches Grabgewand, möchte ich sagen, dessen graue, dunkle Falten mit der dunkeln Mauer zusammenflossen, und keine bestimmten Umrisse zeigten. — Seine Füße waren nicht sichtbar, denn bis an den niedrigsten Theil der Wand, so wie bis an den Fußboden des Zimmers reichte das Mondlicht nicht hin. —

Diese zwei Umstände erregten meine Aufmerksamkeit. — Ihr seht, meine Freunde, daß ich Muth genug behielt, Bemerkungen zu machen, und ich würde diese Erscheinung bald entschieden für Täuschung gehalten haben, wenn nicht die deutlichen, mehr als irdischen, milden, ich möchte sagen, flehenden Blicke, lebhafte Zweifel und eine sehr menschliche Aengstlichkeit in meiner Brust wieder erregt hätten.

„Wer da?“ rief ich schnell mit starker Stimme — keine Antwort, keine Bewegung, nur die Augen schienen sich aufwärts gen Him-

mel zu erheben, und dann wieder mit der vorigen Milde, aber noch durchdringender sich auf mich zu heften.

Ein kalter Schauder durchfuhr mir alle Glieder. War es Täuschung oder Wirklichkeit? es war, als hätten diese stieren Blicke eine unerklärliche Sehnsucht und Unruhe in meiner Brust erregt; sollte es auch mein Leben kosten, ich mußte Gewißheit haben. — Ich sprang zitternd aus dem Bette, nahete mich langsam der Wand, aber mit jedem Schritt wurde das Bild immer undeutlicher, die Augen verloren Milde und Glanz, und als ich nun endlich mit der Tollkühnheit der Angst, mit ausgestrecktem Arm die Mauer berührte, mußte ich mich überzeugen, daß alles nur ein Spiel meiner Phantasie gewesen; die Wand war noch immer vom Monde erhellt. — In der Nähe bemerkte ich nun deutlich verschiedene Ungleichheiten, verschiedene Farbentöne an der gräulichen Mauer, deren viele kleine Risse und Striche einen ganz eignen schauerlichen Charakter in dem zitternden Mondenlicht annahmen, und mir ganz

deutlich jenes Bild durch eine sonderbare Zufälligkeit hervorgebracht hatten. —

Ich kehrte ruhig nach meinem Bett zurück. — Natürlich richtete ich meinen Blick auf die vorige Stelle. Richtig! das Bild stand wieder da; — aber unmöglich, unmöglich konnten jene Zufälligkeiten ein so vollständiges Ganze, an dem selbst die Züge des Gesichts lesbar waren, und besonders diese lieblichen, klaren Augen darstellen. — Je mehr ich es wieder betrachtete, je ungewisser, je ängstlicher wurde ich aufs Neue; doch mit Besonnenheit, fast unwillkührlich merkte ich mir die Stelle, auf die der noch immer unbewegliche Finger hinzeigte. Aber nun erst bemerkte ich mit Schauder, mit Entsetzen möchte ich sagen, daß eben so wie der vorüberziehende Mond die Richtung seiner Strahlen auf der Wand veränderte, so veränderte mit diesen das Bild, obgleich unmerklich und immer in derselben Stellung seinen Platz, und konnte folglich nicht von den Ungleichheiten der Mauer in Vereinung mit dem täuschenden Licht hervorgebracht

worden seyn; — aber von diesem veränderten Platze sahen die Augen noch immer gerade auf mich hin. Ich begann mich unheimlicher als je zu fühlen. — Auf einmal verschwand die Helle; sey es nun, daß entweder eine Wolke den Mond bedeckte, oder die Zeit verstrichen war, in der dieser sein Licht durch die schmale Oeffnung der zwei Ellen dicken Mauer werfen konnte. — In demselben Augenblick war es, als vernähme ich einen leisen, klagenden Seufzer, da wurde alles wieder stille, tiefe Nacht herrschte wieder rings um.

Aber der Schlaf wollte mir diese Nacht nicht kommen. — Das Bild und die tausend unheimlichen Vorstellungen, die es bei mir erregt hatte, wollten mir nicht aus dem Sinne weichen; erst als der hereinbrechende Tag sich mit seiner nackten Prosa nahete, fielen mir die Augen zu. —

Ich erwachte wieder, als der Gefangenwärter die Thüre aufmachte, um mir mein Frühstück zu bringen, und so wie er hereintrat, erhob ich mich noch im Bette. — „In

der That," sagte er in seinem gewöhnlichen kalten Ton — „Sie sind ein Langschläfer — ich bewundere Ihren guten Muth. — Lassen Sie ihn nur nicht fahren; es wird wohl bald zum Verhör kommen. — Wir übereilen uns nicht hier." —

„Ich wünschte, daß Ihr Recht hättet!" nahm ich das Wort; — „aber ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können; erst gegen Morgen —"

„So," unterbrach er mich. — „Was hat Euch denn gestört? hm! Ja so! — es ist Vollmond heut Nacht gewesen. — Ja! so! so!" —

„Warum?" fragte ich aufmerksam — „macht der Vollmond Euch meine Schlaflosigkeit begreiflich?" —

„Ganz und gar nicht" — fuhr er mürrisch fort; aber mit einer Art von Neugier fügte er langsam hinzu: „Wenn dem so wäre, möchte es Ihnen eben so begreiflich seyn."

„Ich verstehe Euch nicht!" versetzte ich.

„Nicht!" wiederholte er langgezogen. „Nun

um so besser. Ich habe immer gedacht, daß es auch nur Geschwätz sey."

„Welches? welches?" rief ich mit Heftigkeit. —

„Ich wette, daß Ihr doch in Eurer Ruhe gestört worden seyd!" versetzte er mit einem festen Blick.

„Wohl möglich!" fuhr ich ungeduldig fort; „aber sagt mir, welches Geschwätz?"

„Daß der Vollmond und eingeschlossene Kerkerluft mitunter, wenn sie zusammenkommen, einen trügerischen Spuk gebähren — aber ich glaube nicht daran!" —

„Doch Alter! doch!" rief ich unbedenklich — „ich habe so was gesehen — glaub' ich."

„Habt Ihr — habt Ihr wirklich?" rief er lebhaft; „also ist es doch wahr?"

„Ich kann mich auch getäuscht haben."

„Nein! nein!" fuhr er fort. „Es ist mehreren so gegangen — ich habe sie hier am Morgen fast todt vor Schrecken gefunden. — In der letzteren Zeit — wenn wir nicht gar zu viel Gäste hatten — brachte ich Niemand

mehr hierher — ich weiß gar nicht, wie es zugegangen, daß ich gestern die Schlüssel verwechselt, — hm — wenn Sie diesen Abend, wie ich hoffe, zum Verhör kommen, und Sie sich nur nicht zu sehr verplempert haben, werde ich sehen, daß ich Sie anderswo unterbringen kann; selbst mit Geistern darf ein Gefangener nicht Gemeinschaft haben. — Aber, was haben Sie denn eigentlich gesehen?" fuhr er, sich umsehend, fort.

„Was weiß ich — ich möchte es noch für ein Bild meiner Phantasie halten — aber ich leugne nicht, Ihr habt mein Blut in Wallung gebracht. — Man will sagen, es soll nicht gut seyn, an Ort und Stelle davon zu reden."

„Sie haben Recht!" rief er eilig, mit sichtbarer Angst. — „Nun, ich halte Wort und dann" — er hatte schon das Frühstück hingesetzt, wünschte mir guten Appetit, und verschwand mit einer Beweglichkeit, die ich dem Alten kaum zugetraut hatte. — Ich war nun wieder allein. Seine Aengstlichkeit hatte die

meine beschwichtigt. — Ich fühlte mich ohnedem erschöpft und hungrig." —

Während ich mein einfaches Morgenbrodt genoß, heftete sich mein Blick erst unwillkührlich, dann mit immer steigender Aufmerksamkeit an die Stelle, auf welche die Erscheinung hingedeutet hatte. — Es kam mir in dem Augenblick vor, als gewahrte ich noch deutlich an der Mauer — ich kann nicht erklären wodurch — die schräge Richtung seines Arms, es war, als sähe mein inneres Auge eine Linie gezogen bis an den Punkt, auf den der Finger hingezeigt hatte. Aber dieser war so hoch, daß mein ziemlich scharfer Blick vergebens etwas Ungewöhnliches dort entdecken konnte. — Ich zog das Auge wieder davon ab.

Allein ein sonderbarer innerer Antrieb ließ mir keine Ruhe; das Bild, die Richtung seines Fingers, die lieblichen flehenden Augen wollten mir gar nicht aus dem Sinne; als ich gefrühstückt hatte, entschloß ich mich, kurz und gut die Stelle zu untersuchen — aber wie? ich sprang auf den Tisch, um dem be-

zeichneten Punkte doch etwas näher zu kommen, und sey es nun Einbildung; oder war es wirklich so, ich glaubte Schriftzüge, wie mit einem spitzen Nagel gezogen, zu entdecken! ein leiser Schauder durchfuhr mich! — Aber in dieser Höhe? wie hatte einer meiner unglücklichen Vorgänger so hoch hinaufreichen können? Es schien, daß dies Behältniß seit einem Jahrhundert vielleicht nicht anders ausgerüstet oder eingerichtet gewesen war, als jetzt. — Indessen, was einem gelungen war, mußte auch mir gelingen können.

Ich warf die Blicke prüfend nach allen Seiten. — Ja! vielleicht wenn ich die schwere Bettstelle hierher ziehen könnte, dann auf dieselbe den Tisch, und wieder auf diesen den Stuhl erhübe, würde ich die nöthige Höhe erreichen. — Der Gefangenwärter hatte mich ja so eben verlassen; ich brauchte nicht zu fürchten, überrumpelt zu werden. —

Ich bedachte mich nicht lange; ich warf den Strohsack aus dem Bette, zog es nach und nach mit unsäglicher Mühe hin. — Ich

war eben im Begriff, den Tisch von seinem Platze zu rücken, als ein lautes Gerassel von Schlößern und zurückgezogenen Riegeln außer dem Zimmer, nicht weit von meiner Thüre, mich erschreckte. — Ich stand einen Augenblick wie versteinert. — Es fiel mir ein, gehört zu haben, daß der Gouverneur mitunter selbst eine Runde in den Gefängnissen machte, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sey, und kein sichtbarer Versuch zum Entweichen irgendwo gemacht werde. — Ach! und wenn er mich nun in einer so verdächtigen Lage fände. — Die Angst gab mir Kräfte; in weniger als fünf Minuten war die Arbeit, die mir beinahe eine halbe Stunde gekostet hatte, wieder vernichtet, und alles auf seinem vorigen Platze. —

Kaum war ich damit fertig, als die Schlösser an meiner Thüre geöffnet und die Riegel weggeschoben wurden. — Ein alter, sehr artiger Mann in Uniform, mit dem Ludwigs-Kreutz geschmückt, erschien, begleitet von zwei bewaffneten Soldaten, wovon der eine vor der Thüre blieb, der andre mit ihm hereintrat. — Er

kündigte sich selbst — so wie ich vermuthet hatte, als den Gouverneur an. Sein Besuch war sehr kurz; er bät mich sehr artig, die anscheinende Härte zu entschuldigen, womit mein Antrag, meiner Familie Nachricht von mir zu geben, von dem Gefangenwärter zurückgewiesen worden; — allein die Gewährung solcher Bitte, so lange der Verhaftete noch nicht verhört, wäre ganz gegen die Form. — Er hoffte, dies würde noch heute Abend geschehen, und nach dem Berichte, der ihm zugekommen wäre, zweifelte er nicht, daß ich bald in Freiheit gesetzt werden würde.

Er verließ mich mit der wohlthuenden, so seltnen Freundlichkeit, die dem Geber nichts kostet, und einem Gefangenen, obgleich nicht zu sonderlichem Nutzen, doch immer zu großem Troste gereicht. — Die Riegel wurden wieder vorgeschoben. —

Die Freude, welche mir seine Nachricht eingeflößt, statt meinen vorigen Entschluß zu entkräften, ließ mich ihn nur mit größerm Eifer ausführen. Nicht bloß Neugierde, ein

innerer unwillkührlicher Drang trieb mich, meinen Zweck zu verfolgen. — Bald hatte ich einen Berg von allen Meubeln meines Kerkers aufgehäuft, und bestieg denselben ohne Säumen. — Ich hatte mich nicht geirrt. — Es stand wirklich eine Inschrift da; ich las ohne Mühe:

„Diese Hölle öffnete sich dem Chevalier Lauristel den 14ten Nov. 175*.“ Weiter hinunter stand:

„Es ist entschieden. — Ich bin hier in dem Sarge meiner lebendigen Leiche. — Wann wird dieser Scheintod aufhören! wann — wann? — den 16ten Jan. 175*.

Lauristel.“ —

Seitwärts von diesen Worten bemerkte ich einen kleinen viereckigten Stein, der, so wie ich in der Nähe deutlich bemerken konnte, nur sehr locker in die Mauer befestigt war; auf demselben stand, nur feiner mit einem Nagel eingegraben: — „Auge, das mich entdeckt, hebe mich weg und lies:“

Unbedenklich folgte ich dieser Angabe; der Stein ließ sich mit Leichtigkeit herausnehmen, und ein ziemlich tiefes Loch ward sichtbar. — Ich steckte die Hand hinein, und fand ein kleines, weiches, aber schweres Paquet, das ich sogleich hervorzog. — Weiter war nichts darin. — Ein flüchtiger Anblick des Vorgefundenen zeigte mir nur einige Blutflecken auf der leinenen Hülle, die es umgab. —

Ich steckte es mit wehmüthigem Schauder in den Busen, befestigte wieder den Stein an seinem Platze, damit dieser eben so wenig wie früher, von unten zu entdecken war, stieg herab, und bändigte nicht ohne Mühe meine Neugier, bis ich alles in die gewöhnliche Ordnung gebracht hatte. —

Dann machte ich sogleich das Paquet auf, und wurde mit Erstaunen gewahr, daß die Blutflecken, die ich gesehen, nur Schriftzüge, auf Stücken von Leinewand hingemalt, waren, die, bei genauerer Betrachtung, von einem zerrissenen Hemde zu seyn schienen; aus solchen bestand hauptsächlich das Paquet, in welchem

meine Augen sogleich auf eine goldne Kapsel fielen; ich bemerkte zu gleicher Zeit, daß jedes von diesen Stückchen nummerirt sey; — doch ehe ich die Schrift zu lesen versuchte, betrachtete ich aufmerksam die Kapsel. Ich sah sogleich, daß sie zu beiden Seiten geöffnet werden konnte. — Durch den Druck einer kleinen Feder wich der dünne Deckel, und zeigte mir das Portrait eines jungen Mannes, dessen volle, in der Blüthe der reichsten Jugendfülle lächelnden Züge, mich eben so sehr ansprachen, wie die blauen, lieblichen Augen, deren durchdringende Milde, die farbenlosen, aber wie bezaubernden Blicke jener nächtlichen Erscheinung mir unwillkührlich vor die Seele stellten.

Ich ahnete eine geheimnißvolle Beziehung, die mein Verstand nicht erklären, der er jedoch nicht widersprechen konnte.

Mit einer fast ängstlichen Eile, als fürchtete ich dergleichen Betrachtungen anzustellen, öffnete ich die Kehrseite der Kapsel. = Ein eben so schönes Frauenbild lächelte mir entgegen. — Aber wie ward mir! — Es waren

alle Züge Feliciens, ihre braunen, seelenvollen Augen, ihr freundliches Lächeln, das ich, von einer ihr fremden, süßen Schwermuth übergossen, vor mir sah! — Ja! die in diesen sturmbewegten Stunden meines Innern halb zurückgetretenen, halb vergessenen Züge meiner angebeteten Felicie waren es; aber wie in Gluth getaucht! ich konnte nicht zweifeln! — mit einem mir unerklärlichen Zauber erneuerte jeder Hinblick auf das Gemälde ihr geliebtes Bild in meinem Herzen. Rührender als je stand sie da, in ein mehr klösterliches als weltliches Gewand gehüllt, vor mir, und starrte mich so wehmüthig an, als wolle sie mir zu Sinne führen, wie dieser alberne Wahn, daß sie meine Schwester seyn sollte, meine Sehnsucht auch nur einen Augenblick von ihr entfernen könnte? — Es wurde mir immer gewisser, daß es ihr Bild sey, nur das ihrige seyn konnte! Aber wie? —

Schrecken, Entsetzen erfüllte mein Herz! jede neue Vorstellung brachte mich zum Zittern. — Ihr Bild! nur das begriff ich, und daß

mir ein übernatürliches Räthsel aufgegeben war, wodurch mir jedoch eine Hoffnung strahlte, die mir die stolze Ueberzeugung einflößte, daß ich zum Werkzeug eines mir noch dunklen Schicksals ausersehen sey. —

Mit Erstaunen und Eile untersuchte ich das Bündel weiter; in einem kleinen, schweren Paquet, von geschnittener Leinewand, fand ich einen altmodischen Trauring, und eine sehr schöne goldne Schaumünze, so eine, wie damals der Bräutigam seiner Braut am Hochzeittage zu überreichen pflegte; — dann eine Haarlocke in einem Stückchen Linnen, worauf mit Blut geschrieben stand: „Nimm mein letztes Lebewohl. — Es ruft Dir nach.“ — Und endlich eine grünseidene Börse, worin eine Hand voll Louisd'or und andre Münze von verschiedenem Werth. — Ich betrachtete den Ring aufmerksam; nach damaligem Gebrauch ließ er sich in zwei zusammenhängende Ringe theilen, auf deren innerer Seite Namen eingegraben waren. — Ich las an dem einen:

Lauristel, an dem andern: Sophie de Mainville. —

Mainville? hieß nicht so die Familie, deren Freundschaft und Vertrauen mein Vater besaß? — Mein Gott! es war, als fiele ein blendender Lichtstrahl in mein Herz, der es zwar erhellte, aber undeutlich und verworren. —

In diesem Augenblicke rasselten die Riegel wieder. — Schnell und besonnen verbarg ich alles in mein Bett. Der Schließer trat herein mit dem Mittagsessen. —

Er sah mich an. „Was fehlt Euch?“ fragte er. — „Ihr seht ja ganz bestürzt aus; das paßt nur schlecht zu der Hoffnung, die Euch der Gouverneur gab. — Oder — Ihr denkt doch nicht an die vorige Nacht? — Nun, seyd gutes Muths; eßt und trinkt — am Tage begegnet Euch nichts!“ —

„Ihr irrt Euch!“ entgegnete ich; — „ich habe nur unter den Namen, die hier eingegraben sind, welche angetroffen, von de-

nen ich früher in der Welt gehört; das hat mich erschüttert." —

„Ich glaube es wohl!" versetzte er. „Was man in der Welt so leichthin aufnimmt, das empfindet man hier. — Nun! zum Beispiel."

„Der Name des Chevalier de Lauristel."

„Ja! ja! Ihr habt recht. — Der arme Mann! Er ist vor meiner Zeit hierher gekommen, und es ist kaum ein Jahr, seit er todt ist." —

„Ihr habt ihn gekannt!" rief ich. —

„Ja! ja! aber nicht mit ihm gesprochen! es war streng verboten. — Ich würde nicht einmal seinen Namen gewußt haben, hätte er ihn nicht selbst oft genug genannt. — Ich will es sagen; ich will es ausschreien, daß die ganze Welt es hört!" — rief er oft in Verzweiflung, „daß denjenigen, den sie, den seine Freunde als todt beweinen, eine Strafe, grausamer als der Tod, und darum das Licht scheuend, lebend in dem Sarge hier festhält." — Gott weiß, was er verbrochen! gewiß Verrätherei gegen den Staat. — Er schien

zuletzt nicht recht bei Sinnen zu seyn. — Ich sollte eigentlich nicht davon sprechen; aber seit seinem Tode ist es doch herausgekommen, weil — Nun! seit der Zeit steht Nummer 3 im übeln Ruf. — Genug! Ihr wißt warum.“ —

„Er?“ rief ich schaudernd — „und warum glaubt —“

„Was weiß ich's!“ fiel er mir schneidend in die Rede — „ich habe nun so meine eignen Gedanken. — Wir haben viel Gefangene — o! die kenne ich, das ist meine Welt. — Sie mögen fluchen und toben, — zuletzt werden sie doch mürbe! und merken sie erst, daß sie von der Außenwelt vergessen sind, werden sie auch still und ergeben sich. — Aber er — Nein! ein so unruhiger Geist im Leben kann auch nicht im Tode ruhig werden! Gehabt Euch wohl.“

Er verließ mich schnell. — Ich schob sogleich das Essen von mir; meine Unruhe, die gespannten Erwartungen zogen mich unwiderstehlich zu dem entdeckten Nachlaß des Unglücklichen hin. — Es war mir sehr leicht, die

zerrissnen Stücken Leinewand nach ihren Nummern zu ordnen, und als ich die Schrift genauer betrachtete, fand ich sie zwar hie und da verblichen, aber sehr deutlich und sogar schön. — Es mußte Zeit und Mühe gekostet haben, die Leinewand so fest auszuspannen, daß sich wahrscheinlich mit einem ins Blut getauchtem steifen Strohhalm darauf malen ließ. — Aber die Muße der Gefängnisse schärft die Fähigkeiten des Menschen und wer Ueberfluß an Zeit hat, freut sich, sie um ihre quälende Länge betrügen zu können.

Ich las: —

No. 1.

„Für wen ich diese Zeilen schreibe, weiß „ich nicht; aber ein innerer Drang meiner „Seele treibt mich, diesen zerbrechlichen Stecken „in mein Blut zu tauchen — in mein Blut, „das nur leise und dick hervorrieselt, und — „troz meiner Wünsche, denen mein Wille nicht „folgen darf — verschmäht diese Adern zu „sprengen, worin es sich nur zur Qual bewegt

„— eine dunkle Hoffnung, die einzige auf der
„Erde noch — denn alle die meinigen blühen
„erst nach der Auferstehung — sagt mir, daß
„diese Zeilen einst gefunden, gelesen und an
„die hinkommen werden, die fern von mir,
„mein Schicksal theilt und empfindet. — O!
„du meine letzte Hoffnung, daß die Worte
„meines Bluts gefunden werden mögen, ver-
„laß mich nicht.“ —

„Du, der Du dieses liest, und zugleich
„weißt, daß Du, gleich dem, der es geschrieben,
„nie mehr die reine Luft einathmen, nie mehr
„die ermatteten Augen an dem Grün des Len-
„zes erquicken, nie mehr lebend frei werden
„sollst — lege diese Schrift still wieder hin,
„wo Du sie gefunden, und suche Trost in dem
„Gedanken, daß die Zeit nicht ausbleiben
„wird, da auch Du ausgelitten hast, so wie
„ich ausgelitten habe — aber Du, dem die
„schöne Hoffnung, der irdischen Freiheit wie-
„der zu genießen, noch leuchtet, — o vergiß
„meines Nachlasses nicht in Deiner Freude;
„stecke ihn liebreich zu Dir; laß die freien,

„warmen Strahlen der Sonne mein eingetrock-
„netes Blut noch einmal küssen, und wofern
„Du glaubst, daß eine Frau, die im Jahre
„175* achtzehn Jahre alt war, zu der Zeit,
„wo diese Schrift einmal gefunden werden
„wird, noch am Leben seyn kann — so bringe
„ihr alles, die Börse und deren Inhalt aus-
„genommen, welche ich Dich ersuche anzu-
„nehmen, zum Ersatz der Reisekosten, die
„Dir die Erfüllung meiner Bitte veranlassen
wird."

„Hat nun diese Frau aufgehört zu leben,
„so behalte alles, vergiß nur nicht in Deinen
„Gebeten der unglückseligen Sophie de Main-
„ville, und des bejammernswerthen Ritters
„de Lauristel."

„Die Geschichte meines Unglücks, die diese
„leinenen Blätter enthalten, wird Dir hinrei-
„chende Aufklärung geben." —

No. 2.

„Im Anfang des Jahres 175* wurde ich
„von einem Freunde in die Familie de Main-

„ville eingeführt, der damals ein reitzendes
„Landgut ohnweit Paris bewohnte, und dessen
„Haus dem größten Theil des Cirkels, worin
„ich mich am liebsten bewegte, schon offen
„stand. Es fiel mir auf, eine Nonne daselbst
„anzutreffen. — Ich erfuhr, daß sie die Schwe-
„ster des Herrn de Mainville sey. Ihre El-
„tern hatten sie gezwungen, sich dem geistli-
„chen Stande zu widmen, damit sie dem
„Sohne ihr ganzes bedeutendes Vermögen
„zuwenden konnten."

„Das junge, unglückliche Opfer, das sich
„durch die elterliche Gewalt des Glücks seines
„Lebens beraubt sah, nahm so sichtbar ab,
„daß die Priorin ihres Klosters es für ihre
„Schuldigkeit hielt, die Eltern mit ihrem Zu-
„stande bekannt zu machen. — Zu spät be-
„reueten diese nun ihre lieblose Ungerechtig-
„keit. — Nach vielen und langen Gesuchen
„erhielten sie endlich von dem Erzbischoff von
„Paris die Erlaubniß, das ihre unglückliche
„Tochter einen Monat alle Jahre sie auf

„ihrem Landgute besuchen durfte, bis ihre „Gesundheit gänzlich hergestellt wäre."

„Gleich nachher starben beide Eltern, kurz „nach einander, doch noch vor ihrem Tode „nahmen sie ihrem Sohne, dem Herrn de „Mainville, das ausdrückliche Gelübde ab, „seiner Schwester dieselbe Gunst zu gewähren, „in sofern es in seiner Gewalt stünde. Das „angesehene Amt des Präsidenten de Mainville machte ihm es leicht, dieselbe Erlaubniß zu erhalten. — Allein nach seiner Heirath ließ seine äußerst leichtsinnige und flatterhafte Frau, die ihre Schwägerin mit einem „Hohn betrachtete, den sie nicht einmal der „Mühe werth hielt zu verhehlen, derselben „allen den Uebermuth und alle die Launen, „denen ihr gegenseitiges Verhältniß die junge „Klosterfrau blosstellte, nur zu bitter empfinden."

No. 3.

„Jeder, der das Haus der Madame de „Mainville besuchte, entdeckte bald, daß die

„beste Gelegenheit, sich ihrer Gunst zu ver-
„sichern, darin bestand, ihre Schwägerin ganz
„zu übersehen; und so schienen fast alle zu
„wetteifern, wie sie am besten das beschei-
„dene Selbstgefühl der Letzteren verletzen könn-
„ten. — Je weniger sie beachtet wurde, je
„mehr Zufriedenheit sprach aus den belohnen-
„den Blicken der Hausfrau. Herr de Main-
„ville seufzte im Stillen darüber, und wagte
„nicht, sich seiner Schwester anzunehmen, aus
„Furcht, seiner Gattin einen erwünschten Vor-
„wand zu geben, um das arme Mädchen des
„Glückes zu berauben, einige freie Stunden
„außer dem Kloster, an das sie gekettet war,
„zu verbringen. Er tröstete sie im Geheimen,
„und erleichterte ihr Schicksal, so viel er nur
„immer konnte."

No. 4.

„Unter denen, welche die Mademoiselle
„de Mainville mit Kränkungen überhäuften,
„zeichnete sich der Marquis de la Coste durch
„eine gewisse Erbitterung aus. Er war Ma-

„dame de Mainvilles anerkannter Geliebter.
„Es gab damals zweierlei Roués; die Leicht-
„sinnigen, und die von schlechtem Herzen;
„er gehörte bestimmt zu den Letzteren. Er
„hatte Madame de Mainville versprochen, sie
„von ihrer Schwägerin, deren Reitze und
„Tugenden jene nur zu sehr in Schatten
„stellten, zu befreien, und unaufhörlich be-
„diente er sich zu diesem Zwecke aller der
„Mittel, die ihm sein schlechtes Herz und seine
„Ruchlosigkeit einflößten; er wußte jedes ihrer
„Worte, jede ihrer Handlungen auf eine ab-
„scheuliche Weise zu verdrehen; und beschul-
„digte sie sogar einer Intrigue mit dem Bru-
der.“ —

„Bei meinem Eintritt in dieses Haus wur-
„den mir Winke genug gegeben, wie ich mich
„gegen die Mademoiselle zu benehmen hätte,
„um die Gunst der Madame zu gewinnen. —
„Es empörte mich, und ich verhehlte es nicht.
„Mitunter gelang es mir, übelwollende Äuße-
„rungen zu widerlegen, und ich strafte mehr-
„mals viele von den nichtswürdigen Schmeich-

„lern der Madame de Mainville öffentlich Lü-„gen. — Durch das Lächeln der Zufrieden-„heit, die sie sich das Ansehen gab, darüber „zu empfinden, und den Dank, den sie mir „bezeigte, sah ich ihre Wuth hervorschim-„mern."

No. 5.

„Eines Morgens, da ich sehr früh in den „Garten hinuntergegangen war und zufällig „in eine kleine, dichte Laube trat, erblickte ich „dort Mademoiselle de Mainville, die ihre „Augen mit einem Tuch bedeckte, das sie in „beiden Händen hielt; bei dem Geräusch er-„hoben sich ihre Blicke; ich sah sie in Thrä-„nen schwimmen. — Sie wollte sich schnell „wegbegeben, ich hielt sie zurück. Ihr von „Bitterkeit überquellendes Herz konnte nicht „der Versuchung widerstehen, sich dem einzi-„gen Wesen, das ihr eine muthige Theilnahme „bezeigte, anzuvertrauen. In wenigen Worten „eröffnete sie mir ihre unglücklichen Verhält-„nisse; warnte mich vor ihrer Schwägerin, die

„ohne Zweifel schon den Marquis de la Coste
„angeregt habe, Händel mit mir zu suchen,
„und eine Scene herbeizuführen, die ihr An-
„laß geben könne, mir ihr Haus zu verschlie-
„ßen." —

„Ich gab ihr mein Erstaunen darüber zu
„erkennen, daß ihr Bruder sich nicht seines
„Ansehens bediene, um einer so unschicklichen
„Verfolgung in seinem Hause ein Ende zu
„machen."

„In diesem Augenblicke erschien der Mar-
„quis de la Coste."

No. 6.

„Mit einem boshaften Lächeln, das weder
„mir, noch der Mademoiselle de Mainville
„entging, stellte er sich, als wolle er sich zu-
„rückziehen. „Ich bin verloren!" flüsterte sie
„mir in's Ohr; „ich bin ohne Rettung verlo-
„ren! Jetzt haben sie den Vorwand, den sie
„suchen." Ich stand, ohne etwas zu erwie-
„dern, auf, und nahete mich dem Marquis.
„— Er machte mir in einem neckenden Ton

„Entschuldigungen, die nicht mit der Achtung, „die er dem Fräulein schuldig war, bestehen „konnten. „Nicht Sie, mein Herr! nur ihre „Entschuldigungen kommen sehr ungelegen," „erwiederte ich trocken. — Er fuhr in dem „vorigen beleidigenden Tone fort — ich verlor „die Geduld und gab ihm eine Ohrfeige. Ma= „demoiselle de Mainville entfloh."

„Nach dem, was vorgefallen war, mußte „Einer von uns sterben. — Wir holten unsre „Degen; der Marquis blieb auf der Stelle. „— Niemand hatte uns gesehen; ich ging mit „der größten Kaltblütigkeit auf mein Zimmer. „— Kurz nachher wurde die Leiche des Mar= „quis in das Haus gebracht, wo alles in Auf= „ruhr gerieth! Indessen fiel kein Verdacht auf „mich, wenigstens ließ Niemand sich davon „etwas merken. Madame de Mainville war „sehr geschmeidig gegen mich, ich sehr zurück= „haltend und sehr höflich." —

No. 7.

„Die Zeit nahete indessen heran, wo Made-„moiselle de Mainville in ihr Kloster zurück-„kehren mußte. Seit jenem Auftritt mit dem „Marquis waren wir, ohne Abrede genommen „zu haben, uns stillschweigend aus dem Wege „gegangen. Am Abend vor ihrer Abreise aber „wurde ich sie im Garten gewahr, und nahete „mich ihr. Sie trat in die Laube, wo ich sie „zum erstenmal angetroffen und schien mich zu „erwarten. Ich folgte ihr unbedenklich, denn „seit jenem Augenblicke war sie meinem Her-„zen theuer geworden, und nur mit Mühe hatte „ich der Klugheit nachgegeben, die uns gebot, „einander zu meiden."

„Da ich keine Seele in der Nähe bemerkte, „trat ich schnell zu ihr in die Laube, und setzte „mich an ihre Seite. „Nur ein Augenblick ist „uns vergönnt," sagte sie schnell, meine Hand „fassend — „ich muß ihn benutzen, um Ihnen „mein Herz zu eröffnen: Wenn ich behaupten „wollte, daß Ihr Zusammentreffen mit dem „Marquis mich geschmerzt hätte, würde ich

„eine Unwahrheit sagen. Sie haben sein ab=
„scheuliches Benehmen, rücksichtlich meiner,
„nach Verdienst bestraft; und doch verfolgt
„mich sein Schatten nach seinem Tode, und
„quält mich noch. — Es ist endlich meiner
„Schwägerin gelungen, die Widerrufung der
„Erlaubniß: mich hier eine kurze Zeit des
„Jahres aufhalten zu dürfen, auszuwirken;
„ich reise morgen ab, um für immer einge=
„schlossen zu werden. — Chevalier! Zeit und
„Umstände zwingen mich, ganz offen mit Ihnen
„zu reden, und so wie ich Ihre Denkungsart
„kenne, flößt sie mir auch Muth dazu ein."

No. 8.

„Sie theilte mir nun alle die Gewaltstreiche
„mit, wodurch man ihre Lippen gezwungen,
„ein Gelübde auszusprechen, das nicht in ihrem
„Herzen widerhallte; dann fügte sie mit fast
„bebender Stimme hinzu: „Aus allen dem,
„was Sie für mich gethan, glaube ich, schließen
„zu dürfen, daß ich Ihnen nicht gleichgültig
„bin. — Von dem schrecklichen Abgrund, der

„sich zu meinen Füßen öffnet, kann ich mich „nur erretten, indem ich mich der weiblichen „Sitte überhebe: wenn die schmählichen Ver„läumdungen, denen ich bloßgestellt gewesen „bin, wenn mein Aeußeres, wenn das, was „Sie von meinem Inneren erblickt, Ihnen „keine Abneigung eingeflößt, werde ich das „Glück meines Lebens darin finden, Ihnen zu „gehören. Hier sind 500 Louisd'or, die mein Va„ter und mein Bruder mir nach und nach ge„schenkt haben; hier sind Juwelen von großem „Werthe; — gestatten Sie mir, alles in Ihre „Hände zu legen, um uns dort, wo Sie mich „hinführen werden, eine sorgenfreie Zukunft zu „bereiten; — ich vertraue ganz Ihrer Red„lichkeit, und bitte Sie, mir die erste Probe „derselben in der Antwort d e r Frage zu ge„ben: — Gestatten Ihnen Ihre Verhältnisse, „Ihr Herz, meine Ansichten zu theilen?""

„Ich konnte ein freudiges J a! erwiedern „und ich that es! — Ich war schon längst „völlig unabhängig."

„„So geben Sie mir nur Ihr Ehren-„wort,“ versetzte sie, „daß ein Priester unsre „Hände verbinden soll, sobald wir die fran-„zösische Gränze überschritten haben, so wie „schon diese Stunde unsre Herzen für immer „verbunden sind; und bis dahin betragen Sie „sich gegen Ihre Braut mit der Würde, die „aus Ihrem Innern hervorgehend, Ihnen „mein Vertrauen eröffnet.““

No. 9.

„Wir machten nun eine kurze, aber be-„stimmte Abrede, und trennten uns unge-„sehen. — Noch denselben Tag kehrte ich „nach Paris zurück, um die nöthigen Ver-„fügungen zu treffen. — Ich machte mein „ganzes Vermögen zu Geld, und ließ bedeu-„tende Summen an meine Ordre nach der „Schweitz abgehen. — Ich wollte mich in „Lausanne mit meiner Gattin niederlassen. — „Bald sollte mein vorgegebener Tod meinen „wenigen weitläufigen Verwandten die Besitz-„thümer, die ich nachlassen mußte, und auf

„welche auch gewissermaßen meine Familie „Ansprüche hatte, übertragen. — Ich ver„zichtete auf mein Vaterland. Obgleich von „edlem Geschlecht, war ich doch nicht so vor„nehm geboren, daß mir die Entführung „einer Nonne verziehen werden konnte. Nach „dem Verlaufe eines Monats waren meine „Sachen in Ordnung." —

„Ich reiste sogleich heimlich nach Montar„gis, wo das Kloster, das meine Braut um„schloß, sich befand; und begab mich im Ge„heimen zu der bezeichneten Stelle hin. — „Ich fand daselbst einen Brief von ihr und „das Gemälde, das noch ein schweigender „Zeuge meines täglichen Hinsterbens ist. — „Durch die Person, die mir ihr Brief nannte, „gab ich ihr Nachricht von meiner Ankunft. „Ich hatte schon für alles gesorgt, was unsre „Flucht weniger gefährlich und beschwerlich „machen konnte; ein Mannskleid war für sie „bereit — ich erwartete ihre Antwort."

No. 10.

„Sie wurde mir den dritten Tag einge=
„händigt; die nächstfolgende Nacht war zu
„unsrer Abreise festgesetzt. — Ich sollte mich
„nur des Abends um neun Uhr bei einer
„alten verfallenen Wasserleitung einfinden,
„die noch von den römischen Zeiten, doch
„späterhin, bis eine bessere Einrichtung ge=
„troffen wurde, Quellwasser zu dem Kloster
„St. P. geführt hatte. Sie führte durch die
„Gartenmauer, und bildete eine Oeffnung,
„wodurch das Wasser früher geronnen, groß
„genug, daß ein Mensch durchkriechen konnte.
„Den Abend vorher untersuchte ich diesen
„Durchgang und fand ihn gefahrlos.“ —

„Der Abend kam; mein treuer Diener,
„der den Kutscher machte, hielt in einiger
„Entfernung von dem bestimmten Orte; die
„Pferde waren zuverläßig, und ich hoffte die=
„selbe Nacht einen so großen Vorsprung zu
„gewinnen, daß jede Nachforschung scheitern
„mußte. — Wie lang wurden mir die Mi=
„nuten, ehe sie kam. — Mit klopfendem

„Herzen horchte ich an der Oeffnung. —
„Endlich hörte ich ein Geräusch. — Sie war
„es — aber die Furcht, oder die Anstrengung
„hatten ihre Lebensgeister ermüdet. Sie
„sank halb ohnmächtig in meine Arme —
„ich trug sie in den Wagen."

So weit war ich gekommen, als ich weit früher als gewöhnlich die Schlößer und Riegel rasseln hörte; kaum blieb mir Zeit genug übrig, um alles zusammen zu raffen und in meinen Taschen und an meinem Busen zu vertheilen. — Es war der Gefangenwärter, der mich zum Verhör bei dem Herrn de Sartine, der um diese Zeit die Bastille zu besuchen pflegte, abholen wollte. — Er führte mich einige Treppen hinunter, durch mehrere Gänge in einen sehr hellen und zierlichen Saal, wo er mich allein ließ.

Nach wenigen Minuten trat ein noch jugendlicher, ernster Mann in Uniform, mit einem sehr gefälligen Anstand herein. Es

war Herr de Sartine, den ich zum erstenmal sah, aber dessen Anblick mir mehr Zutrauen als Furcht einflößte. — Seine Fragen waren kurz, deutlich und einfach. — Er suchte mich nicht zu verwirren, und bediente sich gar keiner Nebenfragen. — Er schien mit meinen Antworten zufrieden zu seyn, entließ mich mit einer kleinen Bewegung der Hand, und sagte mit der wohlwollenden Miene, die ihm eigenthümlich war: „Seyn Sie nur gutes Muthes!"

Ich bat ihn, mir zu gestatten, meinen Verwandten, die sich gewiß wegen meiner in der größten Unruhe befänden, einige Zeilen schreiben zu dürfen. —

„Nicht mehr als billig," versetzte er; „vielleicht aber ist es nicht einmal nothwendig, indeß — da ich erst morgen den Vortrag beim König habe — Eh bien! ich gestatte es." —

Im Vorzimmer fand ich meinen Wärter wieder. — Er nahm Abschied von mir, da ich nun, wie er sagte, ein anderes Gemach bekommen sollte. — Ein etwas jüngerer

Mann führte mich in ein Zimmer, das heller und mit besseren Geräthschaften, als das vorige, versehen war, und theilte mir mit, daß es mir frei stünde, noch heute beim Untergang der Sonne frische Luft oben auf der Platte des Thurms zu schöpfen. — Ich verlangte Papier und Schreibzeug, und erhielt es sogleich. Die mir so eifrig bezeigte Nachgiebigkeit meiner Wünsche verkündigte mir deutlich meine bevorstehende Freilassung und daß der Gefangenwärter hoffte, recht bald seine Willfährigkeit bezahlt zu sehen.

Ich schrieb in meiner Freude flüchtig und schnell; sobald ich den Brief an meinen Vater vollendet hatte, holte mich der Gefangenwärter zu der Promenade oben auf dem Thurm ab. Ich gab ihm den Brief und er begleitete mich an die Plateforme, wo er mich verließ. — Ich sah in der Entfernung mehrere Gefangene, die, so wie ich, oben auf ihren Thürmen frische Luft schöpften. — Ich war indeß nicht allein; ein, wie es schien, funfzigjähriger Mann, von sehr anständigen

Aeußerm, wurde auf die Plateforme ausgelassen. Er machte rasch einige Schritte gegen mich hin; aber die Schildwache trat zwischen uns, bezeichnete uns beiden, wo wir von einander getrennt, herumgehen dürften, und gebot uns das tiefste Stillschweigen.

Nachdem die bestimmte Zeit verstrichen war, wurde ich zuerst abgeholt und in mein Zimmer geführt. — Das Abendessen, reichlicher und besser als gewöhnlich, war aufgetragen; ein brennendes Licht stand dabei. — Aber auch hier wurden Riegel und Schlößer in Bewegung gesetzt.

Sobald ich gegessen hatte — zog ich mein kleines Erbtheil hervor — ich hatte bald gefunden, wo ich stehen blieb.

No. 11.

„Meine Pferde hatten meine Erwartungen „erfüllt. Wir hatten nur einmal in einem „Walde angehalten, um sie zu Athem kom„men zu lassen. Während dessen meine Braut „sich des verrätherischen Gewandes entledigte,

„und die für sie bestimmten Reisekleider an=
„zog. Den nächsten Morgen stiegen wir ruhig
„als zwei Brüder und unter angenommenen
„Namen in einer entfernten Stadt ab. — Ge=
„gen mich konnte in Paris, wenn die Entfüh=
„rung dort bekannt wurde, kein Verdacht sich
„erheben. Denselben Tag, als ich heimlich nach
„Montargis abgegangen, war ein Freund, auf
„den ich mich verlassen konnte, unter meinem
„Namen, und mit meinen Papieren, die ich nicht
„mehr brauchte, versehen, nach Holland ab=
„gegangen, woselbst er nach kurzer Zeit mich
„sterben lassen sollte; ich dagegen näherte mich
„mit meiner Braut, nach vielen Umwegen,
„welche die Vorsicht nöthig machte, der schwei=
„zerischen Grenze. — Allein das trauliche Zu=
„sammenleben, die nahe Nachbarschaft, die
„uns oft aufgedrungen wurde, kostete dem
„jungen feurigen Blute manchen Kampf, den
„ich meinestheils fürchtete, nicht lange als Sie=
„ger bestehen zu können. — Wir waren schon
„der Grenze nahe; diesseits wagten wir nicht,
„uns einem Priester anzuvertrauen; und sobald

„wir uns auf fremden Boden befanden, war
„es nöthig, daß wir sogleich als längst Verhei=
„rathete auftraten, damit kein tückischer Zufall
„uns Sophiens gewiß lauernden Feinden ver=
„rathen möchte; auch war es mir klar, daß
„wir den Priester, dem wir uns anvertrauen
„wollten, erst genau kennen müßten. —
„Solche beunruhigende Betrachtungen machten
„mich finster und einsylbig; ich vergaß die zu=
„vorkommende, zarte Aufmerksamkeit, die ich
„immer meiner ruhigen, vertrauenden Gefähr=
„tin bezeigt hatte. — Erst spät bemerkte ich,
„daß ihr Blick starr und schmerzlich auf den
„meinen haftete; ich sah ihr schönes Auge in
„Thränen schwimmen. — Ich nahm beklom=
„men ihre Hand, und drückte sie an meine Lip=
„pen." —

„In diesem Augenblick zerbrach ein Rad
„des Wagens. — Glücklicherweise befanden
„wir uns in der Nähe eines freundlichen Dor=
„fes, dessen altgothische Kirche im Abend=
„glanze der untergehenden Sonne, mit off=
„nen Thüren wie einladend vor uns stand. Ein

„Blick auf den Wagen belehrte mich sogleich, „daß wir hier übernachten müßten, hier in „einem Orte, wo gewiß die dürftige Einrich= „tung des kleinen Wirthshauses eine trauliche „Nachbarschaft der reisenden Geschwister her= „beiführen würde, die meine verdrüßliche Stim= „mung nur noch vermehren mußte. — Da „fiel mein Blick auf die freundliche Kirche. — „Ein Strahl wie vom Himmel erhellte plötz= „lich meine Seele. — Ich ließ meinen Die= „ner den zerbrochenen Wagen langsam ins „Dorf hineinfahren, ergriff die Hand der Ge= „liebten, und zog sie mit nach der Kirche hin."

No. 12.

„Wir traten hinein; die gelbröthlichen „Sonnenstrahlen, die durch die offne Thüre in „die Kirche hineinfielen, verbreiteten eine er= „habene Stille ringsum, — keine menschliche „Seele war in der Nähe; vor einem kleinen, „schönen Madonnenbilde brannte eine silberne „Lampe. — Seit unsrer Flucht hatten wir „beide noch keine Kirche betreten. — Sophie

„war sichtbar erschüttert. Ich ersuchte sie, sich „niederzusetzen und nahm Platz an ihrer Seite."

„Nun legte ich ihr alle die Betrachtungen, „die ich bei mir selbst angestellt hatte, um= „ständlich vor. Dann führte ich sie vor das „Madonna=Bild hin."

„„Nur ein Ausweg steht uns zu Gebote „— meine Sophie!" sprach ich begeistert, „„wählen wir ihn freudigen Herzens! Hier „vor dem Antlitze der göttlichen Mutter schlie= „ßen wir eine treue Gewissens=Ehe — unsre „Ehe. — Vor ihrem Bilde schwören wir „uns ewige Treue, und geloben, wenn wir „einen sichern Zufluchtsort gefunden, und keine „Nachstellungen mehr zu befürchten haben, „ehe noch ein Jahr, von heute an, vergangen „ist, vor einem Priester, auch vor ihrem Bilde, „die Ringe zu wechseln und aus seiner Hand „das kirchliche Sakrament der Ehe zu em= „pfangen; bis dahin seyen wir Eheleute nur „vor Gott.""

„Sophie, auf die alle meine vorhergehen= „den Gründe ihre Wirkung nicht verfehlt

„hatten, willigte erröthend und liebevoll ein.
„— Sie gab mir ihren Ring; zufällig hatte
„ich keinen an; aber die heilige Mutter hörte
„unsern Schwur, und, wie wir wähnten, nahm
„ihn gnädig auf. — Als wir noch ein ver=
„eintes Gebet zu ihr hinaufgesendet, schick=
„ten wir uns an, die Kirche wieder zu ver=
„lassen. — Allein wenige Schritte von dem
„Ausgange trat uns der alte Pfarrer entge=
„gen. Er kam von seiner Wohnung, um hier
„in der Stille sein Gebet zu verrichten. Die
„würdige Haltung des Greises, die sanfte
„Milde, womit er uns begrüßte, die Ver=
„klärung, die aus seinen altersmüden Augen
„strahlte, flößten ein so unwiderstehliches Ver=
„trauen ein, daß es mir augenblicklich einfiel,
„ihm das Geschlecht meines Gefährten zu ent=
„decken, ihn zu ersuchen, uns gleich zu trauen!
„O daß ich es gethan hätte!“

„Ich that es nicht; aber fast unwillkühr=
„lich sanken wir Beide zu seinen Füßen, und
„baten ihn, uns seinen Segen zu ertheilen.
„Er legte die zitternden Hände auf unsre

„Stirne und segnete uns. Nach diesem Se„gen zweifelten wir nicht an der Gültigkeit unsrer Ehe vor Gott; und ein kleines Zimmer „in dem ärmlichen Wirthshause des Dorfs „nahm zwei Glückliche auf.“ —

No. 13.

„Unter unsrem neuen angenommenen Na„men, als Eheleute von Stande, kamen wir „in Lausanne an. — Es dauerte nicht lange, „bis wir ein recht gefälliges Haus besaßen, „und uns unsern Wünschen und Ansprüchen „gemäß eingerichtet hatten. Wir hörten nichts „von Frankreich; wir glaubten uns vergessen, „und wir bemüheten uns, zu vergessen. — „Unsre Leute waren alle Eingebohrne; nur die „Kammerfrau meiner Gattin war eine Fran„zösin. — Hülflos, in einem fremden Lande, „war sie meiner Sophie empfohlen, die der „eignen vormaligen Hülflosigkeit eingedenk, gern „einer Landsmännin eine freundliche Aufnahme „gewährte. Diese junge Frau wußte sich „so in das Vertrauen ihrer Gebieterin einzu-

„schmeicheln, daß diese ihr ihre kleinen Wünsche „und Sorgen mittheilte, ohne ihr jedoch das „Geheimniß unsrer Vergangenheit, das wir „Beide von Niemand geahnt glaubten, mitzu„theilen. — Nur daß wir von keinem Prie„ster getraut waren, scheint ihr während des „krankhaften Zustandes meiner Gemahlin, in „ihrer Schwangerschaft bekannt geworden zu „seyn, weil sie dieser, wie ich später erfuhr, „ängstliche Bedenklichkeiten einflößte. Zehn „Monate nach unsrer Ankunft zu Lausanne „gebahr sie mir eine Tochter! — O! meine „Tochter!“

„Die arme Frau fühlte sich sehr hinfällig; „in diesem durch die Schwäche aufgeregten „Zustande schien es ihr besonders das Herz „zu drücken, daß wir noch keine Gelegenheit „gefunden, unser Gelübde zu erfüllen; nur „wenige Wochen noch, und das Jahr war „um. Auch ich, ohne ihre Aengstlichkeit zu „empfinden, dachte nicht leichtsinnig über diesen „Punkt — und doch war die Erfüllung in „den Verhältnissen, in denen wir lebten, mit

„vielen Schwierigkeiten verknüpft; alles hatte
„sich so ganz anders gestaltet, als wir es
„uns gedacht; wie ich auch die Sache drehete,
„schien sie mir doch nicht heimlich genug aus=
„geführt werden zu können; auch hatte ich
„noch keinen Priester dort kennen gelernt, zu
„dem ich ein volles Vertrauen fassen konnte.
„Ich theilte meiner Gattin meine Besorgniß
„mit; sie mußte mir seufzend Recht geben." —

„Eines Morgens ließ sie nach einer durch=
„wachten Nacht mich rufen."

„Was brauchen wir lange zu suchen?"
„sagte sie mit einer gewissen Heftigkeit. „Er=
„innern Sie sich jenes ehrwürdigen Geistli=
„chen, der uns einmal gesegnet hat? Eilen
„wir zu ihm zurück. Wohl wahr! er wohnt
„einige Meilen jenseits der Gränze; aber was
„können wir durch eine schnelle und geheime
„Reise zu fürchten haben? in seiner Nähe
„lauern unsre Feinde nicht; und unser Aufent=
„halt dort kann sich ja nicht viel über eine
„Stunde verlängern. — Ich weiß nicht wa=
„rum; aber ein inneres, ungeduldiges Gefühl

„treibt mich, mein Gelübde zu den Füßen der=
„selben Madonna, vor der ich es ausgesprochen,
„auch einzulösen. — Die Zeit drängt — O
„haben Sie Mitleid mit meiner Ungeduld.““

„Mein Verhängniß wollte, daß dieser Vor=
„schlag meine volle Beistimmung fand; es war,
„als wenn die bloße Erinnerung an jenen Geist=
„lichen, dessen verklärte Züge beim ersten An=
„blick mein volles Zutrauen gewonnen, alle
„Bedenklichkeiten in mir beschwichtigte. Be=
„denklichkeiten sage ich — ich hatte keine; ich
„konnte keine haben. Es wurde ausgemacht,
„daß unser Kind in der Obhut der Französin
„zurückbleiben sollte; — und nachdem ich jenen
„Ring, der unsre beiden Namen trägt, hatte
„machen lassen, und mir eine schöne Heiraths=
„medaille angeschaft hatte, reisten wir in der
„größten Stille und Eile ab.“

No. 14.

„Wir langten glücklich bei dem Dorfe an;
„aber wir trafen den alten Geistlichen nicht
„mehr. — Wir beteten auf seinem Grabe.

„— Sein Nachfolger war in Amtsgeschäften „abwesend, doch wurde er noch denselben „Abend zurückerwartet. — Er kam auch, „aber spät — und willigte in unser Ver„langen; den andern Morgen ganz früh soll„ten wir getraut werden. — Ich stand sehr „früh auf; und bald war alles bereit, um „uns ohne Aufsehen nach der nicht fernen „Kirche begeben zu können. — So wie wir „die Treppe in dem Hause des Predigers, „der uns gastlich aufgenommen hatte, her„untergingen, hörten wir Wagen vor die „Hausthüre hinrollen und stillhalten, und in „der Thüre selbst trat uns eine Wache entge„gen." —

„Ich war unbewaffnet; die Worte: in des „Königs Namen! versagten uns jede Hülfe. „— Ohne uns nur ein Wort sagen zu kön„nen, wurden wir schonungslos getrennt. — „Ich habe sie seit dem Augenblicke nie wieder „gesehen. — Ich wurde, wie ein gemeiner „Verbrecher, mit Ketten beladen, und in einen „von allen Seiten dicht zugemachten Wagen

„geworfen, den ich nur des Nachts auf Au=„genblicke verlassen durfte. — Ermüdung, „Gram, Verzweiflung beraubten mich — lei=„der nur auf kurze Zeit, meiner Besinnung. „— Sie kam mir zurück in diesem Kerker. — „Doch hatte ich dem Mitleid mit meinem „bejammernswerthen Zustande es zu verdan=„ken, daß ich von einem jungen Krankenwär=„ter, der mir aus rachgieriger Sorgfalt, bis „ich mich besser befände, zugesellt worden „war, endlich erfuhr, daß ich mich in der „Bastille befände. — Meine Krankheit mag „vielleicht Veranlassung gegeben haben, daß „nichts von dem, was ich bei mir hatte, wegge=„nommen wurde; oder vielleicht hielt man es „für unnöthig, da kein Verhör, keine Unter=„suchung je stattgefunden, da ich im voraus „verurtheilt war, hier bis zum Tode zu ver=„schmachten. Der mitleidige Wärter hatte „indessen alles unter meinen Strohsack ver=„steckt.“

„Ich erfuhr von ihm, daß er der Sohn des Gefangenwärters war, und daß er es

„recht gut wußte, daß vielleicht ewige Ein-
„kerkerung auch ihm bevorstände, wenn es
„entdeckt würde, daß er nur eine meiner Fra-
„gen beantwortet, nur ein Wort, außer dem,
„was mein Befinden betraf, mit mir gespro-
„chen. — Ihm vertraute ich alles! es trö-
„stete mich, obgleich ich wußte, daß seine eigne
„Sicherheit ihm gebot, Niemanden mein Un-
„glück mitzutheilen. — und doch habe ich ihm
„eine süße Beruhigung zu verdanken. — Zwar
„blieb er eines Tages, ehe ich noch ganz her-
„gestellt war, plötzlich aus, und kehrte nie
„wieder. — Seit dem letztenmal, da ich ihn
„sah, hat kein freundliches Wort mein Ohr
„wieder berührt. — Fast könnte ich sagen —
„ich habe seitdem keine menschliche Stimme
„gehört, wenigstens nie eine Antwort auf
„irgend eine Frage erhalten. — Jetzt, wenn
„ich meiner selbst mächtig bin — frage ich
„auch nicht mehr. — Jedoch fand ich eines
„Tages lange nachher in dem Brodt, das mir
„gereicht wurde, einen Zettel versteckt. — Er
„kann nur von ihm gewesen seyn: Er belehrte

„mich nur, daß die Dame, die zugleich mit
„mir verhaftet worden, zurück nach ihrem
„Kloster geführt war, wo sie allerdings noch
„im strengen Verwahrsam gehalten wurde,
„jedoch hatten mächtige Freunde sich für sie
„verwandt, und wenn sie ihr vorhin beweißlich
„erzwungenes Gelübde nun freiwillig erneuern
„würde, stände es zu hoffen, daß ihre strenge
„Buße abgekürzt werden dürfe. — Ich habe
„nie mehr von Dir gehört, meine Sophie;
„aber Du lebst, und wirst mich überleben —
„und glücklicher als ich leben; denn ich hoffe —
„ich bitte Gott darum, daß Du erst nach
„meinem Tode mein unglückseliges Schicksal
„erfahren mögest — dann werde ich um Dich
„seyn. — Meine Gedanken sind ja schon bei
„Dir — nur dieser gar zu zähe Körper hält
„noch die Seele zurück.“ —

No. 15.

„Doch in meiner gräßlichen Einsamkeit,
„die keine andere Veränderung, als den steten
„Wechsel von Nacht und Tag kannte, konnte

„ich mich immer noch nicht von der Hoffnung „trennen. — Sollte ich denn von allen meinen „Freunden, die doch empfinden müssen, daß „selbst der schmählichste Tod mir ein willkomm„ner Tausch seyn würde, vergessen seyn? Von „allen? und ich hatte doch deren sehr mächtige „gehabt. — Da legte eines Morgens der „Schließer, als er mir mein Frühstück herein„brachte, schweigend einen Brief vor mich hin, „dessen Aufschrift nur aus der Nummer mei„nes Gefängnisses bestand. — Ich stürzte mich „fast über ihn, eröffnete und las:

„Elender! sind diese Schriftzüge Dir auch „nicht bekannt, wird Dein Inneres Dir „doch untrüglich die nennen, deren Hand „sie gezogen hat. — Präge sie in Deine „Seele! Laß sie Dich lehren, daß Du selbst „in Dein Verderben gerannt; die Manen „des unglücklichen de Coste haben unsichtbar „seinen Mörder umschwebt, und der, die „einst für seine Liebe gelebt, und jetzt für „seine Rache lebt, Beharrlichkeit und Klug„heit eingeflößt, Deine Spur aufzufinden

„und Deine Strafe zu bereiten; der namen„lose Verführer einer ausschweifenden Nonne „war verurtheilt, ehe er gefangen wurde; „nur todt wird er seinem Kerker entkom„men. — Der Chevalier de Lauristel hat „sich selbst begraben lassen. Keiner seiner „Freunde ahnet, Dank seiner eigenen Vor„sicht, daß sein Geist in dem Körper des „verächtlichen, bald vergessenen Räubers „eines Heiligthumes noch eingeschlossen ist, „und ich werde schweigen. Selbst diese „Züge werden es bald. — Schlafen Sie „ruhig, Herr de Lauristel. — Ich gebe Ih„nen das heilige Versprechen: die Ruhe „Ihres Grabes soll nie gestört werden."

„Ich las und las es immer wieder; ein „schreckliches Licht ging mir auf; die Franzö„sin, die wir in unser Haus aufgenommen, „konnte nur allein das Werkzeug der teufli„schen Rache gewesen seyn, obgleich der Zu„sammenhang mir ewig verborgen bleiben wird. „— Wuth — Verzweiflung bemächtigten sich „meiner Seele. — Die Zeit, die für mich

„bis auf diesen Augenblick stillsteht, lehrte „mich ihre, meine Ohnmacht. — Niemand „hörte mein halb wahnsinniges Toben; oder „auch achtete man nicht darauf. — Mit „Mitleid, Sehnsucht und Bedauern hatte ich „immer meines Kindes gedacht. — Nun, da „ich es in der Gewalt meiner Feinde vermu„then muß, gedenke ich seiner mit Schrecken."

No. 16.

„Ich hatte den Brief in meinem Abscheu „weit weg von mir geworfen. — Er war „unter meine Bettstelle geflogen. — Ich „wußte, wo er lag, meine Blicke mußten ge„gen meinen Willen auf diese Stelle hinstar„ren. — Als ich endlich wieder so weit ge„kommen war, daß ich ruhig denken, die „Gedanken zusammenfassen konnte, fiel es mir „ein, daß dies Schreiben doch möglich ein „Mittel zu meiner Befreiung werden könnte. „Mein wirklicher Name stand darin; — hatte „er mir doch schon gelehrt, daß ich als ein „fremder, unbedeutender Verbrecher, mit dem

„man keine Umstände zu machen brauchte, „hier eingekerkert war. — Ich wußte ihn „auswendig, und doch trieb mich diese kindi= „sche Hoffnung, ihn noch einmal zu betrachten, „zu untersuchen, ob ich vielleicht keinen kleinen „Umstand, kein Wort vergessen, worauf ich „eine neue Hoffnung bauen konnte. Ich er= „griff das Schreiben wieder und faltete es „auf! Durfte ich meinen Augen trauen? Alle „Züge waren erloschen — erloschen wie mein „Leben. Aus der Reihe der Lebendigen — „wie meine letzte Hoffnung."

„Meine Geschichte ist aus — aber ich „lebe noch."

No. 17.

„Meine Sophie. Jahre sind verschwun= „den, ich weiß nicht wie viele, mir sind sie „eine Ewigkeit gewesen, — eine Hölle! — „mir hat diese unbewegliche Zeit nur die „Ueberzeugung gewährt, daß unsre Priester „lügen, welche die Ewigkeit der Hölle predi= „gen. — An dem, was ich leide, fühle ich:

„kein guter Gott kann sie wollen. — Ich bete
„zu ihm — aber nur zwei Gebete gehen un-
„aufhörlich über meine Lippen. — Erstens
„flehe ich um den Tod, zweitens, daß ein
„Nachbewohner dieses Grabes, der ein füh-
„lendes Herz besitzt, meinen traurigen Nach-
„laß finden, und glücklicher als ich, die Frei-
„heit wieder erhalten mag. — Mein Geist
„wird nicht diese Mauern verlassen können,
„ehe mein Nachlaß gefunden, bevor er durch
„die Kraft seines Willens ein menschliches
„Auge auf diesen Schatz geleitet — diesen
„Schatz, ja, mir ist es einer — mein einzi-
„ger! — — Ach! lange, lange hat er mir ge-
„holfen, die fürchterliche Langeweile um einige
„Qualen zu betrügen. — Warum? warum,
„guter Gott! muß noch so viel Feuer in die-
„sem schwarzen, dicken Blute vorhanden seyn,
„so viel lebendiges Gefühl in diesem Herzen?
„— Ein anderer als ich, wäre schon längst
„abgestumpft worden, seine Sinne wären ge-
„schwächt, verwirrt — und ich — ich habe
„die meinigen. — Böses, böses Weib! — wa-

„rum kann ich — Still! still! tobende Wuth.
„— Meine Sophie! darf nicht hören, daß
„mich noch die Verzweiflung ergreifen kann.
„O! dürfte ich ihr nur jede Rückerinnerung
„an mich ersparen, ich darf es nicht — denn
„wir sind Eltern! ich muß Dir zurufen: Mut=
„ter! denke an Deine Tochter. — Du kannst
„vielleicht etwas für sie thun, ich nicht. Tröste
„Dich, daß meine Leiden nun zu Ende sind —
„mein Körper allein, und mit ihm nur meine
„Seele, in sofern diese in jenen eingeschlossen
„war, hat gelitten, und seine menschliche
„Schwäche abgebüßt. — Das, weshalb ich
„hier eingekerkert bin, habe ich nicht bereut,
„werde es nie bereuen — ich würde zum zwei=
„tenmale, wenn ich meine Jugend noch einmal
„durchleben müßte, eben so handeln. — Außer
„der Welt lernt man schon anders denken und
„ich bin schon außer der Welt. — Mein Ge=
„wissen wirft mir nur meine thörigte Unvorsich=
„tigkeit vor — aber meinen Feinden vergeben
„— möge mir Gott das verzeihen — vergeben
„kann ich ihnen nicht. — Ich muß aufhören —

„ungern — denn eine furchtbare Geschäftslo-
„sigkeit umfaßt mich wieder. — Ich habe
„keine Leinewand mehr. — Blut nur zu viel —
„obgleich es sich leise herausschleicht, und fast
„nicht fließen will. — O! möchte es mich
„tödten. — — Sophie, wenn Du noch lebst
„und diese blutigen Züge Deines Freundes
„erkennst — so — sagt Dein Herz Dir nicht,
„daß jeder Zug Dich ruft? — Noch eins"

Hier war abgebrochen — ich konnte und kann noch nicht einsehen, warum; — denn obgleich das letzte Stück Leinewand, war doch noch Platz zum Schreiben übrig; und von dem Tode kann er nicht überrascht worden seyn, weil alles ja so sorgfältig versteckt gewesen, das nur die schärfste, so sonderbar erregte Aufmerksamkeit es hatte entdecken können. — Auch schienen die Züge alt und verblichen, und, so wie ich aus den halben Worten des Gefangenwärters verstanden, war er ja erst vor einem Jahre in Geistesschwäche gestorben. —

Auf ein so junges, unerfahrnes und unverdorbenes Gemüth wie das meinige, mußte dieser traurige Nachlaß sowohl, als die Verhältnisse, unter welchen ich ihn empfangen, einen tiefen, fast gewaltsamen Eindruck machen. — Ich hatte in der That nur an ihn und sein gräßliches Geschick gedacht; erst als ich das leinene Blatt schaudernd weggelegt, und die Gemälde aufs neue ergriffen, fiel mir bei dem ersten Anblick derselben Felicie wieder ein. Felicie! — der Name Mainville! alles schien mir nun erklärbar und deutlich! Nein! sie war meine Schwester nicht! sie — mein Herz sagte es mir, es konnte sogar nicht anders seyn — sie war die Tochter Sophiens und des unglücklichen Lauristel. — Aber — ich schauderte — — wußte mein Vater um diese gräßliche Begebenheit, — war ihm die Sorgfalt für sie von dem Präsidenten, oder von seiner Gemahlin anvertraut? — Ich suchte mir die Vergangenheit zurückzurufen — es kam mir vor, als müsse die Bekanntschaft meines Vaters mit dieser Familie weit jünger seyn; — dieser

Gedanke erleichterte mein Herz! aber es war mir klar, daß ich das entdeckte Geheimniß sorgfältig in mein Innres verschließen mußte, bis ich die Verhältnisse ergründet; ich wollte, ich mußte mir Felicien verdienen. — Zuerst wollte ich mich meines so wunderbar mir ertheilten Auftrages entledigen. — Ich wollte selbst nach Montargis — aber nach wem sollte ich mich erkundigen — nur den Namen des Klosters — nicht mehr war mir angezeigt — unter welchem Namen sollte ich sie suchen; unter welchem Vorwand in das Kloster eindringen! — Es war klar, der Chevalier hatte, noch ehe er ganz fertig geworden, abgebrochen. — Doch dieser Vorfall selbst mußte noch in der Gegend bekannt seyn. — Der Gedanke tröstete mich. — Aber würde sie auch noch am Leben seyn! —

Doch warum alle die Vorstellungen, die Betrachtungen, die Empfindungen wiederholen, welche sich die lange, schlaflose Nacht, den folgenden Tag dem tieferregten Gemüth aufdrängten? Die süße, immer steigende Gewißheit, daß Felicie nicht

meine Schwester sey, dämpfte die brausenden Wogen meines empörten Innern, welches das jammervolle Verhängniß des edelmüthigen Lauristel so tief verletzt; — ja edelmüthigen, denn es war selbst dem neunzehnjährigen Jüngling deutlich, daß mehr Edelmuth, als die spätere, erst durch diesen erregte Liebe, seine Schritte geleitet. — Ich sehnte mich nun doppelt nach meiner Freiheit, um handeln zu können. Die Sonne stieg, mit ihr meine Ungeduld — aber ich blieb noch immer eingeschlossen; ich kannte noch nicht den ruhigen, kalten Schnekkengang des öffentlichen Geschäftslebens, sobald einem mitunter nur eingebildeten Unheil oft mit unüberlegter Eile vorgebeugt ist. — Der Mittag kam; mein Unmuth ging in eine höchst verdrüßliche Langeweile über. — Endlich wurde ich, so wie den Tag vorher, zu der Promenade auf dem Dache des Thurmes abgeholt. — Der Gefangene, den ich gestern dort gesehen, war nicht da. — Ich war ganz allein. — Es war ein rauher, windiger, unerfreulicher Tag. — Mich fror; und

mit meinen inneren lebhaften Vorstellungen beschäftigt, theilte sich die innere Heftigkeit den äußeren Bewegungen mit. Ich ging immer stärker auf und nieder in tiefen Gedanken, in träumerischen Entwürfen, in süßen Hoffnungen versunken. Ein Jüngling, der so wie ich, ruhig, ohne die Welt kennen zu lernen, in dem Schooß seiner Familie allmählich reift, freuet sich der Gegenwart, oder eigentlich verlebt sie in den Tag hinein, und läßt im fast gedankenlosen Vertrauen den Verwandten, von denen er abhängt, die Sorge für seine Zukunft; erwacht er auch wie zu einem neuen Daseyn, wenn die Liebe ihn berührt, verleiht jenes ihm doch nur einseitige Ansichten, oder vielmehr nur eine Ansicht; er lebt nur in der Geliebten und für sie. — Wird er aber auf einmal unversehens in die fremde Welt hinausgestoßen, die er nur aus geschichtlichen Compendien und aus den selten ganz wahren Darstellungen seiner Umgebung kennt; geräth er in Verhältnisse, worin ihm plötzlich eine thätige, geheimnißvolle Rolle ertheilt wird, erwachen auf ein-

mal alle seine schlummernden Kräfte; nicht allein seine Thätigkeit, sondern auch seine Klugheit, sein Scharfsinn, seine Schlauheit, wofern er diese Eigenschaften besitzt, entwickeln sich mit einer nie gefühlten Kraft seiner Seele; — doch eins fehlt ihm, und wird ihm lange fehlen, der richtige Maaßstab, um die menschlichen Verhältnisse zu bestimmen, den ihm nur die Erfahrung reichen kann, und nur nach vielen Irrthümern, vielen demüthigenden Belehrungen und schmerzlichen Kränkungen leistet er immer noch ungern Verzicht auf den schöneren, welchen sein Herz aus seinen eignen Empfindungen und den Lehren von Pflicht und Recht, die ihm seine Lehrer gereicht, sich selbst geschnitten hat. — Konnte es mir wohl besser gehen? Bei dem Eintritt in die Bastille trat ich zugleich in die unsichtbare Schule meiner Selbsterziehung. Ihr werdet sehen, wie ich mich darein geschickt habe. — Brauche ich zu sagen, daß mein junges Herz schon voll Begeisterung und Mitleid, sich durch das jüngst Erlebte empört fühlte. Hier hatte keine gerechte

Strafe, nur die empörende Rache eines nichtswürdigen Weibes eine That, würdig der scheußlichsten Barbarei, mitten in der glänzendsten Monarchie der gebildeten Welt ausgeübt, ausüben können. O! wie Recht hatte mein Unglücksgefährte gehabt? — Der gute König ahnete gewiß nichts davon! — ich betete Ludwig den 15ten an, der damals noch das Idol des Volkes war, ohne, eben so wenig wie dasselbe, mir Rechenschaft geben zu können, warum. —

Mit einem mitleidsvollen Blicke über die unermeßliche Stadt, die, ohne es zu ahnen, solche Greuel in ihrer Mitte gebar, stand ich hinunterstarrend an dem Geländer des Thurmes, den rauhen Wind nicht achtend, bis die Schildwache mich auf die Schulter klopfte. — Die Stunde war verronnen, — ich mußte wieder in mein Gefängniß hinunter, wo ich, so wie gestern, das Abendessen bereit fand. —

Also mußte ich noch eine Nacht in diesen Mauern verbringen; mit der Hoffnung der schnell bevorstehenden Freilassung, war meine

Geduld auf einmal erschöpft. — Ich fühlte mich unwohl; das Essen schmeckte mir nicht, ich warf mich unmuthig in den Stuhl zurück, starrte gedankenlos vor mir hin, und schlief ein. —

Als ich wieder erwachte, zitterte ich vor Kälte; mein Licht war ganz heruntergebrannt; — kaum hatte ich Zeit, mich eilig auszuziehen, ehe es ganz verlöschte. So wie ich mich ins Bett warf, endeckte ich in demselben ein in Briefform zusammengelegtes Papier. — Vergebens bemühete ich mich, zu errathen, was das wohl bedeuten konnte. — Endlich beruhigte mich der Gedanke, daß einer von den Wärtern, in diesem weniger streng bewachten Theil des ungeheuren Gefängnisses, jemanden von meinen Unglücksgefährten von meiner wahrscheinlich bevorstehenden Freilassung benachrichtigt, und dieser jenen bestochen hätte, um mir ein Schreiben geheimnißvollerweise zuzustellen, das wahrscheinlich die Bitte enthielt, einen Auftrag an seine Freunde zu be-

stellen. Ich eilte, es im Dunkeln in meine Westentasche zu verbergen.

Ich erwachte den folgenden Morgen spät. Kaum war ich angezogen, als der Gouverneur selbst kam, um mir meine Freiheit anzukündigen. — Ich dankte ihm für die Güte, welche er mir bewiesen, und wagte eine leise Frage nach meinem Unglücks-Gefährten. — Ohne sie zu erwiedern, legte er bloß die Finger stillschweigend auf den Mund, und sagte nach einer kurzen Pause: „ich werde ihm Ihre Theilnahme an ihm mittheilen.“

Einem Invaliden wurde es übertragen, mich zu begleiten, und die Thore öffnen zu lassen. — Ich warf mich in die erste Miethkutsche, die mir begegnete; und stieg an unsrer Wohnung ab. — Meine Tante empfing mich mit Zärtlichkeit, mein Vater nicht ohne Güte, und der alte François mit Thränen und vielen Bitten um Verzeihung. — Alle in unsrem Hause schienen gar nicht daran zu zweifeln, daß ich jene Nacht, da ich verhaftet wurde, zu rechter Zeit bei unsrer Thüre ge-

wesen, und daß nur François bekanntgewordener Rausch und mein Mitleid, der ich ihm durch ein starkes Anklopfen, das nur Aufsehen hätte erregen müssen, keinen Verdruß zuziehen mochte, Anlaß zu meinem Abentheuer gegeben. — Ich beschloß ihn im Stillen für diesen Verdacht, den ich ihn tragen ließ, schadlos zu halten. — Indessen war diese Begebenheit in der Nachbarschaft bekannt geworden. Von allen Seiten kamen die Nachbarn, um mir Besuche und Complimente zu machen; dies Ereigniß hatte meiner vorher ganz unbeachteten Person eine ungeheure Wichtigkeit gegeben, die nicht dadurch verkleinert wurde, daß ich so wenig wie möglich von der ganzen Sache sprach.

Indessen war unsre Mittagszeit gekommen; die Tante und ich blieben allein; mein Vater war längst seinen Geschäften nachgegangen; auch ich eilte, denn die Stunde nahete, wo ich hoffte, Felicien allein treffen zu können; ich wollte ohne Umstände hingehn, denn Madame Bassy hatte ja meine Besuche gestattet,

und eine innere Stimme, selbst ein leiser Wunsch sagte mir, daß Felicie über mein Abentheuer, wenn sie dasselbe erfahren, oder wenigstens über mein Ausbleiben unruhig seyn möchte. —

Es war noch heller Tag, als ich hinkam. — Vergebens! die alte Margot, die meine Stimme besser als mein Aeußeres, und als dem gehörend, der vor einigen Tagen den ganzen Abend bei ihren Herrschaften zugebracht hatte, erkannte, theilte mir recht geschwätzig mit, daß die Mademoiselle sich seit einem Paar Tagen niedergeschlagen und unwohl befunden, und daß Madame Vassy sich heute vom Hofe weggestohlen und mit ihr ausgefahren sey, damit sie sich in der frischen Luft erholen könne. —

Das Haus stand nicht weit von einem der Boulevards; wenigstens konnte man von diesem genau die Hausthüre sehen, und ich eilte dorthin, um unbemerkt in der alten Lindenallee ihrer Rückkehr lauschen zu können. — Ich warf mich auf eine Bank, die zu mei-

nem Zweck dienlich war, und unabläßig hinstarrend, verging ich vor Ungeduld. —

Zufällig steckte ich die Hand in die Westentasche; der Brief, den ich gestern Abend so geheimnißvoll empfangen, lag noch darin; ich hatte nicht daran gedacht, als ich meinen köstlichen Fund in meinen kleinen Schrank sorgfältig verschlossen; ich entschloß mich, ihn gleich hier durchzulesen, denn während dessen konnte ich immer einen halben Blick die Straße hinunter werfen, und zugleich durch die Beschäftigung die Augen der Vorbeigehenden von meinem starren Hinblicken ablenken. —

Der Umschlag, der ohne Aufschrift war, enthielt Folgendes:

„Ich erfahre, mein Herr, daß Sie morgen so glücklich sind, die Bastille zu verlassen; „Sie werden gewiß nicht einem armen Gefangenen die Gefälligkeit verweigern, beifolgenden Brief an seine Adreße zu besorgen. — „Lesen Sie ihn nur vorher, damit Sie sich „überzeugen, daß Sie keinem Verbrecher „dadurch einen ungerechten Dienst erweisen, und

„siegeln Sie ihn hernach zu. — Da ich keine „Gelegenheit hatte, den Tag, als wir uns auf „dem Thurm begegneten, weder Sie zu spre„chen, oder Ihnen den Brief zustecken zu kön„nen, habe ich mir vorgenommen, ihn wäh„rend Ihrer Abwesenheit in Ihr Bett einschwär„zen zu lassen. — Ich habe die Ehre etc.

L. B.

Die Aufschrift des eingeschloßnen Briefs war; An Herrn L..., Advokat beym Parlement zu Paris. — Ich öffnete ihn und las:

„An letzter Mitwoch, ehe der misgelun„gene Mordversuch an Ludwig dem funfzehn„ten vorfiel, war ich in Versailles. Meine Frau „und ich hatten bei den Herrn Grafen de la „B** in Gesellschaft mit den Herrn de F— „mit den Grafen de O — und mehreren „andern zu Mittag gegessen. Nach aufge„hobener Tafel machte ich ganz allein eine „Promenade im Park. — Es war ziemlich „spät und warm, und ich von der Mahl-

„zeit echauffirt. — Ich schlief hinter einer „dichten Laube in dem Labyrinthe ein.“

„Als es schon beinahe stockfinster gewor= „den, wurde ich durch das Zusammenflüstern „zweier Männer erweckt, welche in der Laube „sitzend, nur durch die dünne Blätterwand „von mir getrennt waren. Ihr Gespräch „war von der Beschaffenheit, daß mein Le= „ben in der größten Gefahr geschwebt, wenn „sie mich entdeckt hätten. — Ich wurde in „die kleinsten Umstände der Verschwörung „gegen Ludwig den funfzehnten eingeweiht; „ich erfuhr selbst die Namen mehrerer Per= „sonen, von deren Händen das ganze Ge= „webe ausging; selbst der, welcher die That „ausüben sollte, wurde genannt. — Ort, „Tag und Stunde wurden bezeichnet. — „Der von den beiden Männern, der dem „anderen eine Art von Rapport abgelegt „hatte, entfernte sich. — Der andere blieb „noch eine Zeitlang, in tiefen Gedanken ver= „sunken. Endlich erhob er sich, vor sich

„hinmurmelnd: „Zurücktreten ist un=
„möglich; das Loos ist geworfen!“

„Ich wagte nicht ihm zu folgen, um nicht
„niedergestoßen zu werden. — Als ich ihn
„weit genug entfernt hielt, trat ich aus mei=
„nem Hinterhalte, und da ich alle Umwege
„des Labyrinths sehr genau kannte, war ich
„bald im Freien. — Ich glaubte den Mann,
„der zuletzt weggegangen war, auf der Ter=
„rasse wieder zu erkennen; mein erster Ge=
„danke war, ihn verhaften zu lassen; allein
„während ich auf Mittel sann, wie ich das
„anfangen sollte, war er schon im Dunkeln
„verschwunden.“

„Ich begab mich auf der Stelle zu dem
„Herrn de Saint=Florentin, und machte
„ihm einen treuen Bericht von alle dem,
„was ich gehört hatte; er ließ mich alle
„Umstände mehrmals wiederholen und stand
„einige Augenblicke, wie in einem unruhigen
„Sinnen verloren. — Dann setzte er sich
„schnell nieder, schrieb einen Brief und klin=
„gelte. — Einer seiner Leute trat herein;

„er übertrug diesem, den Brief sogleich zu „besorgen und ihm Antwort zu bringen."

„Ich wollte mich zurückziehen; Herr de „Saint = Florentin hieß mich warten, ließ „mich noch einmal alles, was ich ihm be= „richtet hatte, wiederholen, besonders die „Namen, die ich aussprechen gehört hatte. „Er ging mit großen Schritten, in der heftig= „sten Unruhe in dem Cabinette auf und nie= „der; — dann gebot er mir, den ihm „mündlich gemachten Bericht niederzuschrei= „ben und meinen Namen darunter zu setzen. „Ich gehorchte; er las das Geschriebene „mit leiser Stimme, die mitunter von einem „Thränchen gehemmt wurde, durch. Er „sagte mir tausend Artigkeiten. — Nun „trat der Diener wieder herein und über= „reichte ihm ein kleines Blatt. Herr de „Saint = Florentin durchlas es, schrieb selbst „einige Worte am Fuß desselben und gab es „dem Bedienten zurück." —

„Nachdem dieser sich wegbegeben hatte, „trat wenige Minuten nachher ein anderer

„Diener herein mit den Worten, daß alles „in Bereitschaft wäre. Herr de Saint-Florentin entließ mich und begleitete mich bis „an die Thüre. Diese war kaum wieder zugefallen, als ich verhaftet wurde. Ich widerstand, riß mich aus den Händen des Polizei-Offiziers los und stürzte in das Cabinet des Herrn de Saint-Florentin, mit „der Bitte, sich durch sein Ansehen für „mich zu verwenden; der Polizei-Offizier „folgte mir auf den Fersen. Herr de Saint-Florentin wurde durch meinen Anblick erschüttert; doch bald gefaßt, sagte er mir „mit wahrer Güte: „Es thut mir sehr „leid, daß es so kommen muß; allein Ihre „Verhaftung ist unumgänglich nothwendig. „Der Gouverneur der Bastille wird Ihnen „die Gründe sagen, denn ich will nicht in „dem Grade undankbar erscheinen, daß ich „Sie darüber in Zweifel lassen sollte. — Vertrauen Sie mir, und fügen Sie sich.""

„Ich kam in der Bastille an. Als der „Gouverneur den Verhaftsbefehl, der ihm

„überreicht wurde, gelesen, nahm er mich „mit ausgezeichneter Höflichkeit auf. — „Bei dem Besuche, den er mir den folgen= „den Tag machte, eröffnete er mir, daß die „Wichtigkeit dessen, das ich berichtet und „die der Personen, deren Namen ich ge= „nannt, von der Beschaffenheit sey, daß dies „gräßliche Geheimniß in allen Fällen begra= „ben bleiben müsse.“ —

„Der Mordversuch an Ludwig dem funf= „zehnten fand nicht an dem Tage statt, den „ich als dazu bestimmt bezeichnet; allein er „wurde zwei Tage darnach begangen, und „zwar von demselben Menschen, dessen Na= „men ich gehört hatte.“

„Man hat keinen Augenblick aufgehört, „mich mit allen möglichen Rücksichten zu be= „handeln — ich will durchaus nicht die Wahr= „heit verläugnen. Ich erhalte alles, was ich „verlange und selbst mehr. Ich weiß, daß „meine Familie von einer ihr gänzlich unbe= „kannten Hand eine sehr bedeutende Pension „empfängt, daß reichlich für meine Kinder

„gesorgt wird, daß meine Tochter so eben „eine beträchtliche Aussteuer erhalten und „sehr ehrenvoll verheirathet worden ist; allein „ich will meine Freiheit — und ich wende „mich an Sie, um sie zu erlangen.“

„Anbei folgt meine Unterschrift auf einem „Stückchen weißen Papier, damit Sie es „mit einer Vollmacht, von mir ertheilt, aus„füllen können, nebst dem Auftrage an „meine Frau, Sie mit dem nöthigen Gelde „zu Verfolgung dieser Rechtssache zu ver„sehen. Ich rechne auf Ihren Eifer, auf „Ihre Gerechtigkeitsliebe, auf Ihre Güte: „Ihrerseits, rechnen Sie auf meine Erkennt„lichkeit, und die Empfindungen, womit ich „die Ehre habe u. s. w.

unterschrieben: L. B.

Feurig, schnell auflodernd, wie ich war; leicht empört über alles, was mein jugendliches Gefühl für Recht und Wahrheit kränkte, ohne mir Zeit zu geben, es mit dem Verstande zu beleuchten, fühlte ich mein Innerstes durch das so eben Gelesene tief erschüttert. — Den

Zweck vergessend, warum ich fast dreiviertel Stunden gewartet, würde ich ohne Zweifel mich sogleich auch zu dem Advokaten begeben haben, hätte mein Auge nicht in demselben Augenblicke Felicien erblickt, die ganz allein aus dem Wagen heraussstieg, und in das Haus verschwand; troß der lebhaften Bewegung, die meine Brust durchglühete, brauchte ich doch einige Augenblicke, um mich zu fassen, aber die Liebe gewann; ich steckte den Brief, das Blatt in Blanco, den Auftrag an die Frau mit zitternder Hand in die Brusttasche, und eilte zu Felicien. —

Eine lebhafte Freude blitzte in ihren Augen auf und röthete ihre Wangen, als ich vor sie hintrat; aber doch drückte ihr Blick, ihre ernsten Züge eine schmerzliche Empfindung aus. — „Willkommen Bruder!" sagte sie sanft.

„Nein!" rief ich heftig, indem ich sie mit wildem Feuer umfaßte. — „Sie sind meine Schwester nicht. — Ich weiß es, ich bin davon überzeugt. — Wenn Madame Vassy

uns nicht vorsetzlich getäuscht, werde ich sie bald enttäuschen.“ —

Sie sah mich froh, fragend an. Aber durfte ich ihr die lebendige Vermuthung meiner Seele, die doch nur auf zusammentreffende, höchst sonderbare Umstände gegründet war, so voreilig entdecken, und konnte ich ihr, selbst wenn ich nicht irrte, die unglückliche Geschichte ihrer Eltern mittheilen. — Ich durfte, konnte nur einen Grund angeben: die Ueberzeugung meines Herzens. — Sie schüttelte ungläubig den Kopf, und entdeckte mir, daß ihre Besorgnisse weit weniger von der Meinung der Madame Vassy, welcher diese später mir flüchtig erwähnt hatte, herrührten, als von der sichtbaren Ergebenheit und fast zärtlichen Sorgfalt meines Vaters, den seit jenem Abend, als sie mit solcher lebhaften Freude die Blumen empfangen, seine bisherige gleichgültige Kälte ganz verlassen, und der sie fast alle Abende besuchte; es freuete ihn zu sehen, wie sorgfältig und liebevoll sie ein Geschenk pflegte, das er zwar überreicht,

aber das ihm jedoch seinen Werth nicht zu verdanken hatte; und er bezeigte ihr eine größere Liebe, als er gegen mich geäußert, dessen Verhaftung er lächelnd erzählt und dabei gemeint hatte, daß eine solche Lehre immer einem jungen Menschen ersprießlich sey. —

Ich bin der Meinung, daß die erste Liebe jedweden jungen Mannes durchaus sinnlich sey, weil die höhere Schönheit, welche die wahre Liebe begründet, erst von dem reiferen Geiste aufgefaßt werden kann; aber diese Sinnlichkeit ist von der seelenvollen Anmuth eines unschuldigen Herzens bei allen reinen und unverdorbenen Gemüthern so überschleiert, daß sie dadurch einen gänzlich platonischen Anstrich gewinnt und behält, bis der Anblick der Welt und fremde Leidenschaften, die eigene erwecken, und den Schleier, den die Unschuld der Seele gewoben, zerreißen, oder wenigstens einen Riß darin machen; — bei mir geschah es durch Eifersucht — das Benehmen meines Vaters gefiel mir nicht; aber Feliciens unschuldige Liebkosungen bekamen einen noch höheren Reiz

für mich, und der Gedanke wurde mir unausstehlich, diese mit meinem Vater theilen, ihm das Recht vergönnen zu müssen, dem geliebten Mädchen Liebkosungen zu bezeigen. —

Ich fragte Felicien über ihre Kindheit, ihre Jugend. — Von der ersten erinnerte sie sich gar nichts. — Sie hatte in dem Kloster des Myramiones erfahren, daß sie demselben sehr früh zur Erziehung übergeben worden war, und erst, als sie ihr funfzehntes Jahr vollendet, hatte mein Vater sich eines Tages, mit einer Vollmacht versehen, in der Sprachstube eingefunden, um sie abzuholen. Er hatte sie an Madame Vassy gebracht, für sie bezahlt, und nicht früher als an jenem Abend, sich um sie zu bekümmern geschienen. — Von ihrer Familie und Verwandten, wenn sie auch solche hatte, wußte sie gar nichts.

Ohne die Heimkehr der Madame Vassy abzuwarten, ging ich beklommen, niedergeschlagen, unschlüßig in meinem Inneren, früh nach Hause. Ich wußte selbst nicht warum; es war mir, als müsse ich den Vater als meinen Ne-

benbuhler betrachten; — es war mir deutlich, daß jenes unseelige Geschenk, das meinetwegen so viel Freude bei Felicien erregt, und die er auf sich bezogen, ihm erst ihre ganze Liebenswürdigkeit klar gemacht habe. — In meiner Unruhe versuchte ich François auszufragen; er wußte durchaus von nichts; mein Vater hatte ihm kurzweg verboten, etwas von den Ereignissen jenes Tages bei der Tante zu erwähnen. — Allein er hatte fast seit meiner Geburt in unserm Hause gedient, und wußte bestimmt, daß die Bekanntschaft meines Vaters mit dem Präsidenten und seiner Familie nicht einmal zehn Jahre alt sey; er wußte das Ereigniß zu erzählen, das jene veranlaßt hatte. — Er wälzte einen Stein von meinem Herzen; ich durfte hoffen, daß mein Vater von jener schrecklichen Begebenheit in dieser Familie nichts wußte. —

Mein nächtliches Nachdenken hatte mich etwas beruhigt. — Warum sollte denn mein Vater ganz unempfindlich für Reize seyn, die seinen Sohn so ganz hingerissen; im Gegen-

theil; es mußte mich ja freuen, daß der, ohne dessen Beistimmung ich keinen Erfolg meiner frühen Liebe hoffen durfte, die Liebenswürdigkeit des Wesens, das mein Ein und Alles war, anerkenne und schätze.

Mit diesem tröstlichen Gedanken erwachte ich auch den folgenden Morgen. — Der Eindruck, den der Brief auf mich gemacht, war nicht wenig geschwächt; — allein ich wollte ihn dennoch heute sorgfältig besorgen. — Mein erstes Geschäft mußte das seyn, dem Herrn de Sartine, dessen Höflichkeit, Milde und Ehrfurcht gebietende Würde mir unvergeßlich seyn wird, persönlich zu danken. Es war eben der Tag, und die Stunde, wo er Audienz gab. Ich kleidete mich schnell, aber sorgfältig an.

Ich wurde in seinen großen Salon eingeführt, — wo er mit der nehmlichen Würde, doch vielleicht mit einem strengeren Ernst auf seinem Gesichte, der in dem Gefängnisse mehr als mitleidsvolle Theilnahme ausgesehen, jeden Einzelnen dieser gemischten Versammlung an=

hörte, und beinahe alle mit einem Ausdruck der Befriedigung in ihren Zügen wieder entließ. —

Endlich kam die Reihe an mich. — Er nahm meinen Dank gütig auf, ließ seinen Blick fest, beinahe scharf auf meinem Gesichte ruhen und fügte, wie es schien, mit besonderem Gewicht hinzu: „Sie sind jung; möchte eine kleine Weisung, die Sie nicht verdient haben, Ihnen als ein Verwahrungsmittel dienen, solchen in der Zukunft vorbeugen zu können. — Aber sollten Sie mir gar nichts zu sagen haben?"

Ich gab ihm zur Antwort: daß, wenn er nur nicht verschmähete, meinen Dank anzunehmen, ich weiter nichts wüßte, was würdig wäre, ihm vorgetragen zu werden.

„Bedenken Sie," versetzte er mit vieler Milde, ohne den prüfenden Blick von mir abzuwenden, „was ich so eben geäußert: Haben Sie mir wirklich gar nichts zu sagen?"

Ich wiederholte meine vorige Antwort. —

„In der That!“ fuhr er mit Ernst und Schärfe fort; „ich würde Ihnen größeres Zutrauen zu mir wünschen. Gehen Sie und holen Sie mir den Brief, den Sie vorgestern in Ihrem Bett in der Bastille gefunden und gestern Nachmittag um fünf und ein halb Uhr auf dem Boulevard gelesen haben. — Gehen Sie!“ fügte er mit einer leichten lächelnden Verbeugung des Kopfes, aber in einem sehr bestimmten Ton hinzu: „Gehen Sie, und kehren Sie schnell zurück.“ Er gab dem Kammerdiener, der an der Thüre stand, einen Wink; dieser ging mit mir hinaus, und gab den Befehl, daß ich bei meiner Rückkehr sogleich in das Cabinet des Herrn de Sartine eingeführt werden sollte. —

Bestürzt, zernichtet sann ich vergebens auf dem Wege nach Hause, darnach, wie es möglich sey, daß Herr de Sartine diese Entdekkung gemacht hatte; erst als ich die Papiere wieder in die Hand nahm, vermißte ich den Umschlag, worin an mich geschrieben war; ich muß ihn in der Eile, womit ich die Pa-

piere zusammenraffte, verloren haben. — Obgleich ich den Weg hin und zurück in der möglichsten Eile zurückgelegt, war doch bei meiner Rückkehr die Audienz beendigt und Herr de Sartine ausgefahren. — Des gegebenen Befehls zu Folge, wurde ich in ein Cabinet eingeführt, wo man mich zu warten ersuchte. Nachdem ich mehrere Stunden dagesessen, die mir wie eine Ewigkeit vorkamen, begann es zu dunkeln; Herr de Sartine kam noch immer nicht; hungrig, müde, außer mir vor Ungeduld und Langeweile, warf ich mich auf ein Kanapee, und versank in einen tiefen Schlaf. —

Ich weiß nicht, wie viel die Uhr war, als ich wieder erwachte; die tiefe Stille, die mich rings umgab, ließ mich vermuthen, daß es spät in der Nacht seyn müßte. Ich erhob mich, um mich dem Fenster zu nahen, in der Hoffnung, einige Bewegungen in dem Hofe wahrzunehmen, woraus ich vielleicht auf die baldige Rückkehr des Herrn de Sartine schließen könne. — In der Dunkelheit vor mir

tappend, stieß ich an einen Tisch, ich wollte schnell darnach fassen, aber zu spät — er fiel um, und zog mich mit; unser gemeinsamer Fall machte ein fürchterliches Geräusch; — ich hörte in dem nächsten Zimmer eine Stimme, wie von Jemand, der plötzlich aufgeweckt wird, die Werda? rief. —

„Zum Henker! ich bin es!" gab ich ziemlich verdrüßlich zur Antwort. —

In demselben Augenblicke waren alle Klingeln in dem großen Hause in Bewegung, und dieselbe Stimme schrie aus allen Kräften: Diebe! Diebe! — Der außerordentliche Lärm, der von allen Seiten entstand, ließ mich vermuthen, daß Niemand mehr im Bette geblieben war; — ein Lichtstrahl durch das Schlüsselloch belehrte mich, daß man in das anstoßende Zimmer mit Licht eingetreten; ich hörte mehrere Stimmen fragen: „Wo sind sie? wo?"

Zu gleicher Zeit flog die Thüre auf. Vier bis fünf in der That sehr rüstige Bediente, in bloßem Hemde und zum Theil mit Stöcken

bewaffnet, fielen über mich her, noch ehe ich ein Wort hervorbringen konnte; — ich vertheidigte mich mit einem Stuhl so gut es mir möglich war, und verlangte mit lautem Geschrei vor den Herrn de Sartine geführt zu werden. —

In diesem Augenblick trat er selbst im vollen Nachtkleide glücklicherweise herein; er befahl, sogleich mit den Prügeln aufzuhören, und trat zu mir hin.

„Ach mein Gott!“ rief er, sobald er mich gesehen, seinen Leuten zu: „was habt Ihr gethan?“ Er fragte mich, indem er mir die Hand reichte, ob ich nicht verwundet sey; — Ich erwiederte: „nicht sonderlich!“ — in sofern ich glaubte; indessen blutete ich doch sehr stark aus der Nase. — Madame de Sartine kam während dieses schönen Auftritts hinzu; ich eilte, mein Aeußeres, so gut es sich thun ließ, in Ordnung zu bringen, und ein Wort klärte alles auf. —

Ich empfing von Beiden mehr Entschuldigungen, als ich Prügel von ihren Leuten be-

kommen hatte, obgleich jene nur ein sehr schwaches Heilmittel gegen den Erfolg eines so schmerzlichen Irrthums waren.

„Sind Sie denn lange hier gewesen?“ fragte Herr de Sartine.

„Seit diesem Morgen um elf Uhr.“

„Mein Gott! Sie haben also nicht zu Mittage gegessen?“

„Ich habe nicht einmal gefrühstückt!“

„Es thut mir außerordentlich leid!“ Er befahl einem seiner Leute, sogleich der Unruhe ein Ende zu machen, in der meine Verwandten meinetwegen sich wahrscheinlich befänden, und fügte hinzu, daß es endlich Zeit wäre, daß auch ich der Ruhe genöße, und daß wir morgen das Geschäft, das zu dieser schönen Scene Anlaß gegeben, beendigen wollten.

Herr und Madame de Sartine zogen sich zurück. — Ein Bedienter führte mich in ein sehr schönes Zimmer, wo man mir kalte Küche und vortrefflichen Wein brachte, und wo ich ein sehr bequemes Bett vorfand. — Ich habe nur dies Ereigniß, das als Anekdote sehr be=

kannt geworden ist, angeführt, weil es, wie insipid es auch war, doch vielleicht nicht wenig dazu beigetragen, mir die unschätzbare Gunst des Herrn de Sartine zuzuwenden, welche mir in der Zukunft von der höchsten Wichtigkeit wurde. So hat oft der kleinste Umstand im geselligen Leben Folgen von unberechenbarer Wichtigkeit. — Auch von einer andern Seite hatte dieser Vorfall Folgen.

Sobald ich am nächsten Morgen angezogen war, wurde ich in das Cabinet meines Wirths gerufen. — Nachdem er seine Entschuldigungen wiederholt, ließ er sich den verhängnißvollen Brief geben. Er las ihn sehr aufmerksam durch, und fragte mich dann, was ich gedacht hätte, damit zu machen?

Ich sagte ihm gerade aus meine Absicht, und verhehlte ihm nicht in meinem jugendlichen Eifer, wie höchst ungerecht ich es fände, einen Mann nicht allein zu verhaften, sondern in einem Kerker zurückzuhalten, weil er der Regierung einen Dienst erwiesen, indem er eine Verschwörung entdeckte, die wirklich stattge-

funden, um so mehr, da er, wenn er geschwiegen, ein Verbrechen gegen die Gesetze des Staats begangen haben würde.

Herr de Sartine ließ mich vollenden, ohne mich zu unterbrechen. Als ich schwieg, nahm er nach einer kurzen Stille also das Wort: —

„Es wundert mich nicht, daß man in Ihrem Alter, wo man gern nur sehr oberflächliche Prüfungen anstellt, über eine Sache, die ungerecht scheint, empört wird. — Aber glauben Sie denn, daß diejenigen, die an der Spitze der Regierung stehen, nicht eben so gut wie Sie zu unterscheiden wissen, was recht und was unrecht sey? — Haben Sie, der mit seinen Betrachtungen über das Benehmen der Regierung so schnell fertig geworden, auch welche angestellt über das, was Sie in Begriff zu thun gewesen, und über die Folgen, welche es für Sie gehabt haben würde? Wenn die Regierung nach gründlicher Ueberlegung es für nothwendig gefunden, ein Geheimniß in der tiefsten Vergessenheit zu begraben, dessen verwickeltes Gewebe durch die

Oeffentlichkeit die öffentliche Ruhe gestört, und vielleicht die unheilsamste Verwirrung hervorgebracht haben würde, was verdient denn derjenige, welcher durch eine Indiscretion, die nichts in der Welt entschuldigen kann, so hohen Rücksichten entgegenarbeitet, und dieselbe Regierung, in sofern es in seiner Gewalt steht, allen den Ereignissen blosstellt, welchen ihre Klugheit, und die Thätigkeit ihrer Maasregeln vorzubeugen gewußt haben? Was darf aufgeopfert werden, entweder das Wohlseyn eines Individuums dem einer großen Nation, oder das Wohlseyn der Nation dem eines Individuums? Lernen Sie, junger Mann, daß eine ununterbrochene Ruhe in dem Lande das ersehnteste Glück jedweder Regierung, und folglich auch jedweden Volkes, dessen Haupt sie ist, immer sey; darum muß sie auch darauf bedacht seyn, alles aus dem Wege zu räumen, das vorsätzlich oder nicht, jene verletzen kann. Uebrigens," fügte er leichter, aber mit Ueberzeugung hinzu, „Worüber hat Ihr Protegé sich wohl zu beklagen? frei will er seyn! hat

er denn in seiner Freiheit seiner Familie mehr Gutes thun können, als sie während seiner Verhaftung genießt? In der That, seine Unklugheit verdient um so mehr gestraft zu werden, als ich ihm die Gründe, welche bis auf weiteres seine Einziehung unumgänglich nöthig machen, nicht vorenthalten habe. Heute Abend werde ich ihm seinen Brief wieder zustellen, und ihm sagen, was Sie auch wissen müssen: Wenn nur ein einziges Wort, diese Sache betreffend, ihm oder Ihnen entschlüpft — seyd Ihr Beide — verloren. Ich habe Ihnen genug von den Gründen zu verstehen gegeben, die Ihr Verderben nothwendig machen würden. Vergessen Sie es nicht, und lernen Sie bei diesem Anlaß sich nie in die Angelegenheiten der Regierung zu mischen. Sie ist Niemandem Rechenschaft schuldig über das, was sie thut; allein wenn die Klugheit oder das öffentliche Wohlseyn ihr auch mitunter gestatteten es zu thun, würde der, welcher sie der Härte und der Ungerechtigkeit beschuldigt, sie vielleicht allzugroßer Nachsicht — ja selbst der Schwachheit zeihen?

Gehen Sie nun ruhig zu Hause, und vergessen Sie nicht, was ich Ihnen gesagt, mein kleiner Freund!"

In der That, war auch das noch immer widerspenstige, jugendliche Gemüth noch nicht ganz überzeugt, so hatten doch nicht seine Worte allein, sondern zugleich die würdevolle Haltung, womit er sie ausgesprochen, meinem ganzen Wesen dergestalt imponirt, daß ich in meiner Antwort die mir dargestellten und in meine Seele aufgenommenen Ansichten mit den nicht völlig zurückgedrängten Empfindungen meines Inneren sonderbar genug in einander mischte; ich erwiederte nehmlich nicht ohne Verwirrung, daß er mich völlig überzeugt, wie unreif meine Ansichten auch noch wären, daß seine Güte mir die Augen geöffnet und klar gezeigt habe, daß das, was von einem Privatmann ausgeübt, die größte Ungerechtigkeit, ja selbst ein Verbrechen seyn würde, sehr oft, obgleich die Sache ganz dieselbe bliebe, aus der Gewalt der Regierung hervorgehend, nicht allein höchst gerecht wäre, sondern auch dem

Volke zum Heil gereichen könnte. — Ich versicherte ihm, daß ich gar nicht daran gedacht, etwas Unrechtes zu thun, und ihm mein Ehrenwort gäbe. —

Er unterbrach mich: „Es gilt Ihren eignen Vortheil; ich habe heute wie ein Vater mit Ihnen gesprochen; künftighin werde ich als Beamter reden und handeln. — Sie sehen," fuhr er aufgeräumt und lächelnd fort, „daß die nächtlichen Abentheuer Ihnen nicht günstig sind; in weniger als einer Woche haben Sie deren zwei sehr üble gehabt, und das ist für Ihr ganzes Leben genug. Seyn Sie klug, vernünftig, discret und besonders etwas weniger Philosoph. — Sie werden verstehen, von welcher Philosophie ich rede und in alle Fällen bauen Sie auf mich." — Er verbeugte sich leicht.

Sein wahrhaft väterliches Benehmen hatte mich gerührt; ich suchte vergebens Worte, um ihm meine Empfindungen auszudrücken, und blieb verlegen stehen.

„Sollten Sie vielleicht noch etwas zu entdecken haben?" fragte er neckend.

Da fiel gleichsam ein Blitz in meine Seele: „Ja!" rief ich, „ich habe es! Doch nehmen Sie meine Entdeckung hin, nicht wie eine Frucht der weisen Lehren, deren Sie mich so eben gewürdigt, denn Sie haben mich selbst gelehrt Unterschied zu machen zwischen dem, was den Staat, und dem, was den Privatmann betrifft, sondern wie einen schnell aufkeimenden Sprößling des Vertrauens, das mir Ihr gütiges, väterliches Benehmen, das mich auch bei diesem Anlaß leiten und stärken wird, eingeflößt hat. — In meinem ersten Gefängnisse in der Bastille —"

„Wie!" unterbrach er mich lebhaft. „Nun in der That, Sie sollen Ihr Vertrauen nicht bereuen!" —

Ich erzählte. — Als ich endlich den Namen Lauristel nannte, wiederholte er ihn mit Erstaunen, mit Entsetzen. — Ich schwieg und sah ihn verwundert an. —

„Mein armer Verwandter!“ sagte er schmerzlich; „warum soll ich mich scheuen, Ihnen, meinem Schüler, meine Bewegung sehen zu lassen. — Wer hätte davon geträumt! Wir haben ihn beerbt, und dachten ihn schon längst in Holland begraben — und vor einem Jahre noch lebte er. Ich bin also oft in der Nähe seiner Seufzer gewesen!“

„Ihr Verwandter?“ rief ich erschrocken, — „und haben den Unglücklichen nicht wieder gekannt?“ —

„Ich bin nie in seinem Kerker gewesen,“ versetzte Herr de Sartine; „so weit führt meine Pflicht mich nicht — das ist die Sache des Gouverneurs. — Auch werden die, deren Loos unwiderruflich bestimmt, und so zu sagen in ihren Kerkern alt geworden, oft übergangen, weil die Menge der Gefangenen, nach denen gefragt wird, schon groß genug ist. Außerdem ist sein Name nie in den Registern genannt. — Er muß einen anderen, und sehr unbedeutenden getragen haben.“

„So ist's!“ — Ich erzählte weiter. — Als ich fertig war, und geradeaus meine Absicht, den Auftrag auszuführen, bekannte, stand er einige Augenblicke in sich gekehrt. „Er kommt nicht zurück; und es gilt doch immer eine noch im Ansehen stehende Familie nicht zu compromittiren;“ sagte er endlich. — „Indessen soll sein sehnlicher Wunsch, in sofern es möglich ist, erfüllt werden; nur muß ich erst Zeit haben, um mich mit den Verhältnissen bekannt zu machen. — Er spricht von einer Tochter und muß Güter in Lausanne zurückgelassen haben.“ —

„Die erste ist wahrscheinlich gefunden.“ — Ich gestand ihm meine Vermuthungen, aber meine Liebe freilich nicht. — Ein so junges Herz kann nicht mit dem heraus, was es doch so gern der ganzen Welt erzählen möchte. —

„Hm!“ erwiederte er nur. „Seyen Sie nur discret und verschwiegen; ich werde mit Ihrer Erlaubniß, wenn Sie mir es anvertrauen, selbst das Paket durchlesen, und stelle es Ihnen in wenigen Tagen wieder zu. Glauben Sie nicht, daß ich Ihren gerechten und so schö-

nen Absichten entgegenarbeiten werde, Sie werden mich besser kennen lernen."

Er entließ mich mit Güte, und ließ einen Diener mich begleiten, um das Paket abzuholen. Ich fühlte mich einen neuen Menschen, leicht und frei. Nachdem ich meine Familie über mein letztes Abentheuer beruhigt, nahm ich meine gewöhnlichen Geschäfte wieder vor. — Die väterliche Gunst des Herrn de Sartine gab selbst meiner Liebe neue Hoffnung und Muth! Die neue, mir noch räthselhafte Lage, in der ich mich zu Felicien befand — rieth mir selbst, discret zu seyn, und unter einem anscheinenden Gleichmuth das Verhältniß meines Vaters zu ihr zu ergründen. — Obgleich selbst den nehmlichen Abend recht gütig von Madame Bassy aufgenommen, bezwang ich sowohl Blicke als Worte; ging auch in der Folge nicht sehr häufig hin; dagegen war bald ein kleiner Briefwechsel zwischen mir und Felicien eingeleitet und wir sahen uns um so häufiger in der Messe. — Mit einer freudigen Zuversicht, die freilich ihre Neugierde

erregte, versicherte ich ihr, daß wir nicht Geschwister wären, und daß für's erste nur die äußerste Vorsicht, damit unser Verständniß nicht entdeckt würde, uns zum Ziel unsers Glückes bringen könnte. Ich sprach mit der Zuversicht, welche jugendliche Hoffnungen und ein fester Wille immer einflößen, ohne irgend einen Begriff zu haben, wie wir unsre Wünsche, die sich täglich deutlicher aussprachen, erreichen sollten; ich hoffte bloß, und sah ein, daß das Nöthigste immer sey, das Terrain recht zu kennen. —

Mein nächtliches Abentheuer in dem Hotel des Herrn de Sartine hatte Lärm in der Stadt gemacht; ich war folglich interessant geworden. — Mein Vater wurde dadurch in den Gesellschaften geneckt, alle wollten mich sehen, mich kennen lernen. Unter die Zahl der Neugierigen gehörte auch die Präsidentin de Mainville. — Denselben Tag, wo Herr de Sartine mir das Paket wieder zurückstellen ließ, und in wenigen beigefügten Worten mir die Freiheit gab, meinen Auftrag ge-

wissenhaft auszuführen, indem er mir berichtete, daß seiner eingeholten Nachrichten zu Folge, die Klosterfrau, die ich suchte, sich noch in dem Kloster St. P. in Montargis, unter dem Namen: Schwester Sainte Veronique befände, und daß ich ihr den Trost geben dürfe, daß ihre Tochter noch und unter der Obhut meines Vaters lebe. — Denselben Tag trat mein Vater in mein Zimmer, musterte meine Kleider, und befahl mir, die besten anzulegen, da er versprochen hätte, mich zu der Mittagstafel der Präsidentin mit sich hinzuführen.

Mit geheimen Schauder gehorchte ich; — und zu gleicher Zeit zog mich ein unwillkührliches Gefühl hin, die Frau kennen zu lernen, die, wie tief ich sie in meiner Seele haßen und verachten mußte, doch noch ihre gefährliche Gewalt an Felicien und mir ausüben konnte, wenn ich nicht Mittel kennen lernte, derselben vorzubeugen.

Ich sah eine kleine lebhafte Frau, noch in der höchsten Blüthe ihrer Jahre, in der Blüthe, wo ein jeder Windstoß gefährlich ist, weil er

nur gar zu leicht die überreifen Blätter abstreifen kann; — indessen war sie noch ganz conservirt; man war versucht, ihr höchstens zwei oder vier und dreißig Jahre zu geben, obgleich sie doch wohl jenseits der vierzig war. Ihr Gespräch war sehr lebhaft, und mit einem leichten, etwa boshaften, wenn auch nicht bittern Witz gewürzt, wodurch sie immer die Gesellschaft, die allein aus Männern bestand, zu beleben wußte. — Der Präsident selbst lachte wenig; ein Zug von Schwermuth verdunkelte sein ernstes Gesicht, und die allgemeine Unterredung nicht beachtend, schien er die ganze Zeit über in einem stillen, ruhigen Gespräch mit seinen nächsten Nachbaren begriffen. — Die Neffen der Frau vom Hause, die aus einer mehr bedeutenden Familie, als die ihres Gatten waren, zwei Grafen de M**, der älteste, nur einige Jahre älter als ich, und von denen ich gar nicht bemerkt wurde, schienen mit einer gewissen hauteur sich allein des Gesprächs bemächtigt zu haben; alle gaben ihnen Recht, alle lachten über ihre Späße; die beiden Grafen

würdigten nur die Wirthin eines recht vertraulichen Tons, obgleich auf eine Art, die keine Hochachtung voraussezte. — Es war indessen, als wenn sie sich in ihrer Gegenwart etwas gedrückt fühlte; übrigens sprachen diese beiden Herren mit der übrigen Gesellschaft in einem protegirnden Ton, von dem ich mich verlezt fühlte, obgleich er nicht ein einzigesmal an mich gerichtet war, aber doch einen Widerwillen in mir erregte, den die Zukunft nur zu sehr rechtfertigte. —

Um so größerer Aufmerksamkeit würdigte mich die Präsidentin selbst. — Sie sagte mehrere kleine Plaisanterien auf meine Kosten, die mich zum Erröthen brachten, und nachdem die Tafel aufgehoben, die Gesellschaft sich getrennt und nur einige genauere Hausfreunde, unter denen sich mein Vater, und folglich auch ich mich befand, zurückgeblieben waren, beschäftigte sie sich besonders mit mir. — Es wurde gespielt; ich mußte, troz meinem vorgeschüzten Mangel an Kenntnissen von dem Spiele, Antheil daran nehmen. Sie sezte sich

selbst an meine Seite, um mich zu unterrichten. Ihre Blicke ruheten so wohlwollend, so liebreich auf mir, daß mein argloses Gemüth gewiß bald, wenn ich nicht eines Besseren belehrt worden wäre, Zutrauen zu ihr gefaßt hätte. — Dagegen nun glaubte ich Absichten zu bemerken, die meiner Meinung nach, meinem Vater unangenehm, ja kränkend — seyn mußten, so wie sie mich leicht in Verlegenheit setzen würden. — Noch denselben Abend ward ich ein für allemal eingeladen, so wie mein Vater, ein täglicher Gast des Hauses zu seyn, und die Präsidentin legte ihm meine tägliche Begleitung so sehr ans Herz, und gab der Sache eine für ihn so schmeichelhafte Wendung, daß er gern oder ungern einwilligen mußte; ich glaube das Letztere, denn er war auf dem Wege nach Hause sehr einsylbig und sagte mir ganz kurz, als er mich bei der Thüre seines Zimmers entließ: „Also bist Du nun dort zu Hause; sey denn fertig morgen zu rechter Zeit.“ —

Indessen wurde meine Bekanntschaft in diesem Hause für mich eine reichlichere Quelle an Verdruß, Zwang, Verlegenheiten und tausend Besorgnissen, als ich je hatte voraussehen können. — Ich durfte keinen Tag ausbleiben, und die Präsidentin wußte durch tausend Mittel dafür zu sorgen, daß ich auch den Abend aushalten mußte; selbst mein Vater mußte, aus Furcht sich lächerlich zu machen aber deutlich sehr wider seinen Willen dazu beitragen. — Um meine kurzen, glücklichen Besuche bei Felicien war es nun geschehen; die Unterredungen in den Morgenmessen, und unser immer leidenschaftlicherer Briefwechsel, weil sich immer mehr Sehnsucht, und Klagen darein mischten, mußten uns entschädigen. —

Es war mir ein höchst unangenehmes Gefühl, meinen Vater selbst gegen meinen Willen plantirt zu haben, denn es wurde mir deutlich, daß die Präsidentin eine Neigung, die man gern mit dem Namen Liebe belegt, zu mir gefaßt hatte, und ich merkte deutlich, daß es ihm Zwang kostete, mich nach und nach in

ein Verhältniß hineinkommen zu sehen, das der Sittlichkeit eben so sehr wie dem Gefühl widersprach. Er wurde nicht gewahr, wie tief ich diese Frau verabscheuete, und ich hütete mich wohl, Feliciens Sicherheit wegen, meine Abneigung blicken zu lassen; — ich konnte noch nichts, ihr Verhältniß betreffend, ergründen; unzufrieden mit meiner Lage, sehnte ich mich um so mehr, die Reise nach Montargis zu machen. — Aber wie sollte ich die Erlaubniß dazu erhalten? —

Unter dem Vorwande, jenes Abentheuer in Vergessenheit zu bringen, indem der Held desselben sich den Augen entzöge, bat ich meinen Vater um die Erlaubniß, nach Montargis zu reisen, wo glücklicher Weise eben der alte Verwandte wohnte, den mein Vater zu beerben hoffte. — Meine Bitte schien ihm sehr willkommen; doch erwiederte er nichts darauf und den nemlichen Abend bei der Präsidentin sprach er in einem flüchtigen und dabei verlegenen Ton von dieser Reise, als wagte er es nicht, selbst zu entscheiden, ehe er vernommen,

wie man hier die Sache aufnehmen würde. In der That konnte kaum die Präsidentin ihr Mißvergnügen verbergen. — Zu Hause wurde nichts mehr davon gesprochen; — als ich meinen Vater einige Tage darauf daran erinnerte, gebot er mir in einem höchst verstimmten Ton, nichts mehr von dieser Reise zu erwähnen. —

Wenn ich nicht eine so tief eingewurzelte Abneigung gegen die Präsidentin in meiner Seele getragen, wenn nicht diese heimlichen Kunstgriffe jene verstärkt, und besonders, wenn nicht die frischen Reize meiner Felicie, und die tausend Hindernisse, die sich zwischen mich und meine Liebe stellten, wenn nicht das alles dagewesen, würde es schwerlich der gewandten Frau mißlungen seyn, meine Eroberung zu machen; nun dagegen dachte sie Wunder über die kalte Zurückhaltung eines jungen Menschen, dessen feurige Leidenschaftlichkeit ihm gleichwohl aus den Augen sprach. — Gewohnt zu siegen, wollte sie nicht den Sieg aufgeben; allein hatten die Jahre auch nicht ihre Leidenschaften gemäßigt, war sie doch in ihrer Schule

vorsichtiger geworden; sie begann eine geheime Liebe zu muthmaßen, und wie Ihr wißt, täuschte sie sich nicht. —

Ich hatte in der letzten Zeit die alte Margot gewonnen. — Wenigstens ein oder zweimal in der Woche war es mir nach der Messe vergönnt, Felicien auf eine halbe Stunde zu einem ziemlich einsamen Spaziergange in dem Garten der Luxembourg zu führen. — Mitunter glaubte ich wohl zu bemerken, daß wir von jemand von der Kirche aus verfolgt würden, aber es geschah jedoch so behende, daß es immer zweifelhaft war, ob ich mich nicht irrte. Ich bekümmerte mich vielleicht zu wenig darum; selbst darauf gab ich wenig Acht, daß mein Vater mich täglich schärfer und finsterer ansah.

Die alte Margot, die mir bald wie einem Sohn vertraute, ließ sich gern recht behaglich auf die somnnenwarme Steinbank am Eingange des Gartens nieder, während Felicie und ich in dem Schatten der breiten Alleen mit unsrer Zukunft beschäftigt, auf und nieder wandelten,

wo uns nur wenig Leute begegneten und wir auf Niemanden Acht gaben. —

Eines Tages, als wir in dem nehmlichen Garten, in einer kleinen Laube im traulichen Gespräch begriffen waren, wurde ich plötzlich zwei Leute gewahr, die in einer kleinen Entfernung von uns stillstanden, und uns scharf betrachteten. — Ein zweiter Hinblick belehrte mich, daß es mein Vater und die Präsidentin waren. Ich sprang betroffen auf, und stellte mich unwillkührlich vor Felicien hin, als wollte ich sie verbergen; der große Schatten ihres modernen Huts hatte schon früher die Spähenden verhindert, ihr Gesicht zu erkennen.

Durch meine einfältige Bewegung aufgebracht, stürzte mein Vater schonungslos auf mich hin. — Die Präsidentin, als wollte sie ihn zurückhalten, folgte ihm schnell. —

„Also doch!" rief er außer sich. — „So verbringst Du schon Deinen Morgen? — und ich habe nichts von dem Berichte eines unwürdigen Liebesverständnisses glauben wollen! — Nun! ich bin begierig die geheime

Freundin meines Sohnes, die ihm schon so öffentliche Zusammenkünfte gestattet, kennen zu lernen. — Wer sind Sie? Mademoiselle.“ —

Er schob mich zur Seite, und trat vor Felicien hin.

Sie, die erst durch mein Erbleichen auf meinen Vater, der schon gegen uns hineilte, aufmerksam geworden war, und gar nicht die Präsidentin, von der sie auch nie gehört, bemerkt hatte, sah erschrocken, aber unschuldig auf. „Mein Gott! was haben wir denn gethan, lieber Herr Vormund?“ sprach sie ein wenig weinerlich.

Mein Vater veränderte deutlich die Farbe bei ihrem Anblick und wußte in dem ersten Augenblick nichts zu erwiedern. Die Präsidentin trat hinzu. — „Wer ist diese Kleine?“ fragte sie ein wenig wegwerfend, doch, so wie ich merkte, über die Betroffenheit meines Vaters höchst verwundert. —

Felicie, die sich durch den Ton, womit jene gesprochen, verlezt fühlte, sagte mit einer Würde, die ihr niedlich stand: — „Ich bin die Mündel

des Herrn de Morbiére, und dieser Herr ist sein Sohn."

„So ist es allerdings, Madame!" sagte mein Vater, der sich indessen gefaßt hatte; und mit einem Blick auf Felicie, der Zorn, Zärtlichkeit, Verlegenheit und Erstaunen zu gleicher Zeit ausdrückte, fuhr er, ohne mich anzusehen, fort: „Begleite Mademoiselle, und erwarte mich auf meinem Zimmer."

Er zog sich mit der Präsidentin, der er den Arm anbot, mit einer leichten Verbeugung zurück; sie warf im Fortgehen einen ernsten, durchbohrenden Blick auf uns Beide. —

Mit beklommenem Herzen führte ich Felicien, und die alte Margot, die gar nichts von der ganzen Scene gemerkt, nach Hause. Felicie fragte, wer die fremde Dame wäre; diese Frage fiel mir schwer aufs Herz. Ich nannte den Namen der Präsidentin, ohne hinzufügen zu dürfen, daß sie ihre Verwandte und zugleich ihre größte Feindin sey. — Wir sprachen nur wenig auf dem Rückwege zusammen. — Aber als wir uns trennen mußten,

begegneten sich wehmüthige, thränenschwere Blicke; mir war es, als sollte ich sie nie mehr sehen.

In einer heftigen Wallung kam ich nach Hause. Diese schöne Scene hatte ich der Präsidentin zu verdanken! Ich zweifelte gar nicht daran, daß ich ihr auch das Unglück meines Lebens zu verdanken haben würde. — An mich dachte ich doch nur wenig, aber tausend Vorstellungen, die eine trauriger als die andere, Feliciens Schicksal betreffend, verwirrten meine Sinne. Meine gute Tante erschrak und fragte; ich erzählte. — Alles war ihr neu, nur nicht dies Verhältniß meines Vaters zu der Präsidentin. „Ich habe ihn oft gewarnt," sagte sie kopfschüttelnd; — „das ränkevolle Weib kann alles mit ihm thun, was sie will, und er liebt sie nicht, zuverläßig nicht; aber sie beherrscht ihn ganz, ganz." — Sie sprach mir Muth ein, und erregte einen Trotz in meiner Brust, den ich früher nicht gekannt hatte.

Endlich, erst um die Zeit, wo er die Toilette zu machen pflegte, kam mein Vater zu Hause. Er kam mir sehr gedankenvoll, fast verlegen vor — als er mich sah, begannen seine Wangen sich brauner zu färben. Ich glaubte zu bemerken, daß er sich selbst erst erhitzen müsse, um so kräftige Worte zu finden, wie er solche nöthig erachtete, um mir zu imponiren. —

„Ich weiß alles!" brach er endlich los. — „Madame Vassy und ich haben uns gegenseitig Eröffnungen gethan. — Ich weiß von Deinen Besuchen dort; Ihr habt mich zum Besten gehabt. — Ich verbiete Dir, Felicien wieder zu sehen." —

„Mein Vater!" erwiederte ich anscheinend ruhig; — „ich habe gefehlt; aber mein Fehler ist der der Jugend — freilich nicht dadurch, daß ich liebe — Aeltere als ich, können nicht ihren Neigungen gebieten, sondern dadurch, daß ich Ihnen, vielleicht aus unzeitiger Furcht, aus jugendlicher Schaam, meine Liebe verhehlte. — Ein Wort von Ihnen, und wir

sind alle glücklich! Geben Sie mir Felicien zur Frau! — Sie werden fragen: was ich wohl bin, wovon wir zu leben denken? — Sie haben Recht; aber es ist nicht meine Schuld, daß ich so in den Tag hineinlebe, — auch sind wir beide jung, wir können warten.“

„Jung! das ist das rechte Wort! jung seyd Ihr — unbedachtsam, pflichtvergessen!“ — rief er, als hätte nun seine Heftigkeit die rechte Höhe erreicht. — „Kennst Du Felicien? — denkst Du, daß ich meinen Sohn mit einem Geschöpf des christlichen Mitleids vermählen will? — mit einem armen Mädchen?“ —

„Arm? vielleicht!“ unterbrach ich ihn empört.

„Von niedrer Herkunft?“

„Von niedrer Herkunft?“ wiederholte ich. „Nein! bei Gott! Nein!“

„Du willst sie besser kennen als ich?“ — rief er mit Hohn.

„Besser als Sie, wenn Sie das behaupten!“ erwiederte ich rasch.

„Nun? wer ist sie denn?“ fragte er scharf, indem er dicht zu mir hintrat.

„Die Schwestertochter Ihres Freundes, des Präsidenten.“

Er trat betroffen, fast erbleichend zurück: „Wie!“ rief er endlich. „Unmöglich! woher willst Du wissen, was ich bis an diesen Tag nicht geahnet, was erst vor einer Stunde als eine bloße Vermuthung mir mitgetheilt ist. — Sprich! Unglücklicher! sprich.“

„Nein! mein Vater!“ sagte ich fest, meine Unbesonnenheit schon bereuend; „das ist mein Geheimniß! ich darf nicht mehr sagen.“

„Ich will es aber wissen.“

Ich schwieg und zuckte die Achseln.

„Hast Du so wenig Vertrauen zu mir?“ fuhr er weniger hart fort.

„Ich vertraue Ihnen ganz, mein Vater; aber nicht der — hämischen Präsidentin; gerade aus gesagt — ihretwegen muß ich schweigen.“ —

„Du verkennst sie!“ sagte er dumpf.

Ich sah ihn scharf an; er schlug den Blick zu Boden. —

„Wenn ich Ihnen einst beweise, daß ich wahr gesprochen habe, werden Sie mir dann auch Feliciens Hand verweigern, in sofern Sie darüber bestimmen können?“ wagte ich zu fragen.

„Bis dahin —“ sagte er verlegen, und schwieg wieder. —

„Ich beschwöre Sie!“ rief ich, seine Hände fassend, „wenn Ihnen das Mädchen, wie ich glaube, theuer ist, hüten Sie sie vor der abscheulichen Präsidentin!“

„Welche Ausdrücke!“ versetzte er, sich losreißend, aber wie mich dünkte, mit einer Art von heimlicher Befriedigung; „Du thust der Frau zu viel — Geh! Ziehe Dich an — Sie erwartet uns zu Mittag.“ —

„Mich!“ rief ich rasch. — „Ich gehe nicht hin. — Ich sehe sie nie mehr.“ —

„Wie?“ versetzte er fast erschrocken. „Du mußt: ich habe mein Wort gegeben.“ —

„Sie sehen meinen Zustand, mein Vater! ich bin krank, zermalmt, außer mir — ich würde die Präsidentin in ihrem eignen Hause beleidigen.“

„Was hat sie Dir denn gethan?“ fragte er verwundert.

Sie gegen mich und Felicien aufgebracht, uns verrathen, weil —“ sie die Tochter ihrer Feinde ist — war ich im Begriff hinzuzufügen, aber ich faßte mich und schwieg. —

„Er schien es anders verstanden zu haben. — „Wohl!“ sagte er etwas verlegen; „bleibe denn heute zu Hause, aber gieb mir Dein Ehrenwort, Felicien nicht wieder zu sehen.“ —

Ich mußte es wohl thun, noch froh, daß es mir gelungen, mich den scharfen Blicken der verhaßten Frau zu entziehen. —

Aber die Einsamkeit vermehrte nur meine Unruhe; doch gab mir die Nacht einen klugen Gedanken, den ich auch den folgenden Morgen ausführte. Ich ging zu dem Herrn de Sartine, und war so glücklich, vorgelassen zu werden. Ich bat, ich beschwor ihn, über Fe=

licien zu wachen; ich erzählte ihm meine Unbesonnenheit, und, um mich zu entschuldigen, fügte ich die Veranlassung derselben ein wenig stockend hinzu. —

„Ei! ei!" sagte er lächelnd, „der junge Herr ist verliebt." —

Ich erröthete. — „Sie haben mir erlaubt, auf Sie zu bauen," versetzte ich mit niedergeschlagenen Augen — „und werden nicht über mein Vertrauen zürnen; ich habe sie geliebt, noch ehe ich wußte, wer sie war, und später schien es mir, als hätte mich die Vorsehung mit ihrem Geschick verbunden. — Aber," fügte ich recht sentimental hinzu — „ich habe nur ein Herz ihr anzubieten." —

„Was haben Sie in Montargis ausgerichtet?" fragte er auf einmal.

Ich gestand ihm, daß ich noch keine Erlaubniß hätte erhalten können, Paris zu verlassen; aber sobald ich nur über Feliciens Schicksal ruhig seyn dürfte, würde ich, wenn es nicht anders seyn könnte, heimlich entfliehn, um meinen Auftrag auszuführen."

„Ja!“ sagte er endlich nach einem kurzen Nachdenken. — „Ich bin ja auch ihr Verwandter, und muß mich schon deswegen ins Mittel schlagen, obgleich die Präsidentin recht bald durch ihre Neffen, die Grafen M** vielleicht mächtiger werden dürfte, als ich. —

Ich sah ihn erstaunt und unruhig an. —

Er lächelte. — „Wenn Sie den Hof genauer kennten,“ fuhr er leicht fort — „würden Sie es begreifen; — indessen — ich werde bald die Absichten der Präsidentin erfahren. Reisen Sie ruhig und seyen Sie dort der Ritter Ihrer Dame; und da Sie Vertrauen zu mir haben, werde ich wohl auch nicht Ihr Vertrauen täuschen.“ —

„Ich begab mich mit Muth und neuer Hoffnung zu Hause. — Ohne Säumen wollte ich nach Montargis; es koste was es wolle — ich sann nach, wie ich in der Güte Erlaubniß dazu erhalten sollte. Da trat mein Vater zu mir ein. — „Noch nicht angezogen?“ fragte er weit milder als gestern.

Ich sah ihn verwundert an. —

„Mein Gott!“ fuhr er fort; „wir essen ja wie gewöhnlich bei der Präsidentin! Hast Du noch nicht Deine Grillen ausgeschlafen?“

Ich schüttelte schweigend den Kopf.

„Du mußt mit!“ versetzte er verlegen; „ich habe es ausdrücklich versprochen! Ich hoffe, daß Du mich nicht kompromittiren willst.“ —

Ich war noch unbiegsam; aber in der Folge des Gesprächs lernte ich leider einsehen, wie leicht es war, meinem Vater durch Ruhe und Festigkeit zu imponiren, und daß es mit mehr Schlauheit und weniger kindlicher Ehrfurcht als ich besaß, mir schon längst nicht schwer gewesen seyn würde, ihn zu beherrschen, wenn ich es darauf angelegt hätte. — Dreist gemacht durch diese Bemerkung, wagte ich eine Bedingung; ich wollte noch heute und morgen hingehen, wenn er mir ganz im Geheim gestatten wolle, nach Montargis zu reisen. — Es war ihm so sehr daran gelegen, mich mit sich zu bringen, daß er mit

Güte versprach, es zu überlegen und mir morgen seinen Entschluß wissen zu lassen. Dagegen setzte er auch die Bedingung fest: daß ich bis weiter keinen Versuch machen dürfe, Felicien zu sehen. — Im Vertrauen zu dem Versprechen des Herrn de Sartine, ging ich alles ein. —

Die Präsidentin empfing mich, als wäre gar nichts vorgefallen; keine Neckerei, keine heimliche Beziehung, die ich doch so sehr befürchtet hatte, und der ich bereit war, mit Bitterkeit zu begegnen, verletzte mein Ohr. — Ich wäre gern nach Tische weggeschlüpft — denn die Bitterkeit, die nicht zum Ausbruch gekommen war, drohete mein Herz zu zersprengen. — Es kostete meinem leicht erregbaren Gemüth eine peinliche Mühe, meinen tiefen Widerwillen mit der ganzen Umgebung zu verbergen; aber wegkommen konnte ich nicht. — Gewiß nicht ohne Absicht bemächtigte ein alter Abbé sich meiner, und schwatzte mir unaufhörlich vor, ohne daß es mir in meiner Zerstreuung nur einen Augenblick klar wurde, wovon

die Rede war, — während mein Vater und die Präsidentin sehr eifrig mit einander in einer Fenstervertiefung redeten; ich zitterte wegen meiner Unbesonnenheit. — „Gott, wenn er ihr meine Reise nach Montargis entdeckte, wenn sie nach dem, was vorgefallen war, ahnete." — Mein Blick fiel auf den Präsidenten, der ruhig, kalt, fast unbeweglich eine Partie Schach in einer Ecke des Salons spielte. — Ach! seine Züge waren ernst und doch so mild — wenn ich ihm lieber alles entdeckte — aber auch ihn beherrscht diese Frau, vor der ich zittern mußte — nur der Gedanke an den Herrn de Sartine konnte mich aufrecht halten, und vielleicht war es mein Schicksal, ihm immer durch meine Unbesonnenheit entgegen zu arbeiten. —

. . . .

Indessen sprach der Abbé immer fort — bis ich zu der gewöhnlichen Spielpartie berufen wurde. — Die Präsidentin war nicht da; ein andrer hatte ihre Karten genommen. — Sie erschien erst eine halbe Stunde nachher, und setzte sich, auch wie gewöhnlich, an meine

Seite. Während ein lächerlicher Zufall die Aufmerksamkeit auf einen der Mitspielenden gezogen, fühlte ich meine Hand leise und sanft ergriffen, aber mir war es, als würde sie von Eis berührt; steif, unbeweglich, ausgestreckt, als wenn sie von Holz wäre, erwiederte sie nicht den sanften Druck. — Sie wurde rasch weggeschleudert. —

So wie wir uns von dem Tische erhoben, sagte mir die Präsidentin in einem beinahe höhnischen Tone: „Sie haben ein Billet aus Ihrer Tasche fallen lassen, mein Herr!" Sie zeigte mit dem Finger zu meinen Füßen, wo ich wirklich ein zusammengefaltetes Blatt gewahr wurde. — Ich erröthete — es fiel mir ein, daß es ein Billet von Felicien seyn könnte, denn ich hatte die Gewohnheit, immer das letzte von diesen nicht von mir zu legen, ehe es durch ein neues abgelöst wurde. — Ach! in vier bis fünf Tagen hatte ich keines erhalten. — Ich bückte mich geschwind es zu nehmen; als ich mich wieder erhob, begeg-

nete mir das Auge der Präsidentin, so finster und zugleich so schadenfroh, daß die leichte Persiflage über mein Erröthen, die ihren Lippen entschlüpfte, mir einen Schauder einflößte. —

Als ich mich endlich einsam auf meinem Zimmer befand, war mein erstes Geschäft, das Billet hervorzuziehen. — Ich drückte es noch unbesehen an meine Lippen; aber kaum hatte ich die Augen darauf geworfen, als ich ein mir ganz unbekanntes Blatt in meiner Hand entdeckte. — Ich öffnete es und las:

„Kleiner Undankbarer!

„Trotz der hartnäckigen Verschwiegenheit „Ihres Herrn Vaters sagen mir Ihre „schwarzen, zornglühenden Augen nur zu „deutlich, daß Sie mich für die Verrä„therin Ihrer Liebe, wenn auch nicht für „etwas schlimmeres halten. — Es ist nicht „an dem — ich begleitete den Herrn de „Morbière, ohne daran zu denken, wie

„leicht ich dadurch von Ihnen verkannt wer-
„den könnte, nur um den Ausbruch seines
„Zorns zu mäßigen, und ohne zu ahnen,
„eben so wenig wie er selbst, wen er in
„der Geliebten seines Sohnes treffen würde.
„— Der gute Mann! Sie haben ihm einen
„argen Streich gespielt, und es hat mir
„Mühe genug gekostet, ihn zu besänfti-
„gen!“ —

„Zum Beweis, wie gern ich mich Ihnen
„gefällig zeigen möchte, habe ich Ihnen die
„Erlaubniß zur Reise nach Montargis bei
„ihm ausgewirkt, sie möge nun welche Ab-
„sicht sie will, auch haben. — Reisen
„Sie glücklich, wenn meine — Bitten Sie
„nicht zurückhalten können. — Was wollen
„Sie an einem Orte, der nichts anderes
„Merkwürdiges darbietet als alte Kirchen,
„finstre Klöster, und ein unbedeutendes
„Schloß, das zugleich alt und finster ist.
„Glauben Sie mir, Sie werden es be-

„reuen dahin gegangen zu seyn. — Wenn Sie „im Gegentheil hier bleiben, wenn Sie hübsch „folgsam, alle Kloster-Ideen fahren las- „sen und ganz so liebenswürdig sind, wie „Sie gewiß seyn können, dann werden Sie „es nicht bereuen — denn es wird einer ge- „wissen Zauberin, deren äußere Gewalt Sie „vielleicht verkennen, weil Sie ihre innere „nicht ahnen, nicht schwer fallen, wo das „Recht auf ihre Theilnahme gleich ist, einen „schwerfälligen Vater dem liebenswürdige- „ren Sohne aufzuopfern, und dem Glück- „bringenden wieder Glück zu bringen."

„Reisen Sie nicht! — ich warne Sie. „Kommen Sie wenigstens erst morgen und „übermorgen noch zu mir, und lesen Sie „deutlicher in meinen Blicken, was die tod- „ten Buchstaben nicht ausdrücken können. — „Reisen Sie aber doch, so — nun, so ver- „gessen Sie nicht, daß ich Sie gewarnt. — „Verbrennen Sie diesen Brief! Diese Bitte „werden Sie doch wohl erhören."

Ich erhörte sie aber nicht, und schwankte auch keinen Augenblick; jede Zeile dieses Schreibens, dessen Sinn ich zu verstehen glaubte, ohne wie ich später zu meinem tiefsten Schmerz empfand, ihn verstanden zu haben — empörte mich. — Es fiel mir ein, daß es mich vielleicht für immer von ihr befreien könnte, und vielleicht meinen Vater mit mir, wenn ich ihm das Blatt zeigte. — Dieser Entschluß stand noch den folgenden Morgen bei mir fest; als ich ziemlich früh erwachte; — mein erstes Geschäft war, das Billet wieder zur Hand zu nehmen; ich wollte mir jedes Wort recht in den Sinn einprägen, um dadurch die eignen Worte, womit ich den Vater zu bewegen dachte, noch kräftiger zu machen. — Ich fand die Zeilen bedeutend erblaßt. — Jenes Schreiben an den unglücklichen Lauristel fiel mir ein, ohne daran zu denken, daß es noch sehr früh war, stürzte ich in das Schlafzimmer meines Vaters, das François, troß seines Widerstrebens, mir aufmachen mußte. — Ich fand

meinen Vater gegen Vermuthung wach — seine trüben, schlaffen Züge zeugten von einer schlaflosen Nacht. —

„So früh,“ rief er mir halb unmuthig entgegen, „macht Deine Ungeduld Dich so alle Rücksichten vergessen! — Wohlan denn, Du sollst Deinen Willen haben — Ich erlaube Dir die Reise.“

„Ich weiß es schon,“ versetzte ich; „die Präsidentin hat mir es schon gestern Abend in einem Billet wissen lassen, das Sie lesen müssen, und schnell, schnell, während es noch gelesen werden kann; das ist der Grund meiner Ungeduld.“ Ich reichte ihm das Blatt, und eilte die Fenstervorhänge aufzuziehn.

„Ich verstehe Dich nicht“ — sagte mein Vater, der in sichtbarer Unruhe aufsprang und den Schlafrock um sich warf. — „Warum die Eile?“

„O! ich bitte Sie, lesen Sie. — Die Züge verlöschen mit jeder Minute immer mehr und mehr. — Sehen Sie nicht, wie sie

schon erblichen sind! — O! ich kenne ihre Künste! Es ist nicht zum erstenmal.“ —

Mein Vater sah mich verwundert an. — Dann heftete er die Augen auf das Blatt. — „Nicht wahr,“ fuhr ich fort, „es ist ihre Hand, ihre eigne Hand — haben Sie die erkannt, so lesen Sie — lesen Sie.“ —

Er las — ich sah ihn zittern, erröthen, erblassen. — „Nun! und was denkst Du zu thun?“ fragte er, die Lippen zusammenbeißend. —

„Reisen, und nie mehr sie sehen!“ rief ich rasch. — „O! mein guter Vater, habe ich zu schlecht von diesem Weibe gedacht? mögen nun die Züge erlöschen! Gottlob, Ihre Augen sind geöffnet!“ —

„Ich werde,“ sagte mein Vater mit bebender Stinmme, heftig auf und nieder gehend — „mich ganz von ihr losreißen. — Aber — aber — daß Du sie nicht mehr siehst, muß ich billigen — mache alles zu Deiner Reise fertig — reise heute — nein! — nicht heute

— ich muß Zeit zu überlegen haben — in zwei drei Tagen — Geh! laß mich allein! geh! aber vergiß nicht unsre Bedingung — Du siehst bis dahin Felicien nicht.“ —

Ich verbeugte mich und ging; ich sollte nicht mehr die Präsidentin sehen — ich fühlte mich frei wie der Vogel in der Luft; ich bedauerte meinen armen Vater, dem es, wie es mir schien, an Muth fehlte, sich durch einen raschen Entschluß loszureißen. — Zwar hatte ich versprochen, Felicien nicht zu sehen — zu sehen, will ja eigentlich sagen, zu sprechen — in der Ferne sie betrachten, durfte ich ja wohl, — unsre Augen durften sich ja doch ohne Worte begegnen! — ich schlich mich zu der gewöhnlichen Zeit in die Messe; sie war nicht da; — mißmuthig ging ich nach Hause. Es wurde Abend und sehr dunkel — nun, ihrem Hause durfte ich mich doch wohl nahen; das Licht in ihrem Zimmer erblicken, ihren Schatten hinter den Fenstervorhängen zu entdecken suchen — ihr tausend Lebewohl in tausend Seuf-

zern hinaufschicken. — Ich eilte hin — überall in der Zimmerreihe der Madame Vassy war es stockfinster; keine Spur von Licht war zu sehen; — ich wurde unruhig. — Nach langen Bedenken nahete ich mich der Loge des Portiers. „Ist Madame Vassy — Kammerfrau bei Ihrer Durchlaucht u. s. w., nicht zu Hause?“ fragte ich beklommen. — „Madame Vassy ist seit zwei Tagen ausgezogen,“ war die Antwort. —

Ich erschrack; — aber was war zu thun? wer zu fragen? — Der Gedanke an den Herrn de Sartine gab mir Hoffnung auf's neue! wenn er sich schon in's Mittel geschlagen? warum sollte mein Vater mir so oft wiederholen, Felicien nicht sehen zu dürfen, wenn er selbst mir sie entzogen hatte? ich beschloß ihn genau zu beobachten.

Noch denselben Abend trat er gegen Gewohnheit in mein Zimmer: Er war auffallend verstimmt, düster, zerstreut; seine Seele schien

in einer ganz außerordentlichen Bewegung zu seyn. — Aus seiner Unruhe schöpfte mein Herz Beruhigung. — „Morgen gegen Abend," sprach er, „geht die Diligençe nach Montargis. — Du mußt Dich recht früh einschreiben lassen, wenn Du mit willst; — das wollte ich Dir nur sagen." — Sein Blick ruhete finster, unentschlossen wie es schien, einige Augenblicke auf mir, dann sagte er auf einmal: „aber wie? hast Du auch Geld? Du hast kein Wort davon gesprochen; und ohne dasselbe reiset man doch nicht." Ich hütete mich wohl von meinem kleinen Schatze zu reden. „Ich habe auf Ihre Güte gehofft!" erwiederte ich. — Er überreichte mir eine Börse, schwerer als ich je eine von ihm empfangen, und sagte gütig: „Nimm! ich werde stets Dein guter Väter seyn, wenn Du ein guter Sohn bleibst." — Er verließ das Zimmer schnell.

Ich sah deutlich, daß ihn eine schwere Unruhe drückte; rührte sie aber von der Präsidentin oder von den Maasregeln des Herrn de

Sartine her — war er vielleicht heimlich mit diesem einverstanden; seine Freigebigkeit, die seine Umstände, so wie ich sie kannte, zu übersteigen schien, ließ mich das letztere vermuthen. —

Früh den nächsten Morgen eilte ich auf die Post; bezahlte und bekam mein Billet. — Ich besorgte noch einige kleine Einkäufe, eilte zu Hause, und packte meinen kleinen Mantelsack. — François berichtete mir, daß der Vater, der schon früh ausgewesen, zurückgekommen wäre, nach mir gefragt, — und ihm befohlen habe, mir zu sagen: daß ich schlechterdings nicht abreisen dürfe, ehe er mich gesprochen, sollte auch das schon erlegte Geld verloren gehen; — vielleicht könne die Reise erst in ein paar Tagen vor sich gehen. — Diese Nachricht versetzte mich in eine verdrüßliche Laune; was konnte vorgefallen seyn? — Die Uhr wurde drei — vier — vier und ein halb — es war die höchste Zeit. —

Endlich erschien er wie im Schweiß gebadet; es war nicht das Geringste im Wege; ich durfte abreisen. — Aber seine Unruhe von gestern war durch eine Aengstlichkeit vermehrt, die mich beinahe ansteckte. — Ich wagte ihn zu fragen. — Er wollte von nichts wissen, erzwang ein Lächeln und trieb mich selbst fort, — und doch war es, als ob seine Hand, die ich kindlich küßte, nur mit innerem Widerstreben die meinige loslassen wollte. —

Ende des ersten Theils.





